

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **96 (2000)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

BRIGITTE STUCKI: Frauen in der Landwirtschaft heute. Bäuerinnen im Kanton Zürich zwischen Lebenswelt und Berufsdanken. Zürich: Volkskundliches Seminar der Universität Zürich 1998. 270 S. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 6).

JAKOB WEISS: Das Missverständnis Landwirtschaft. Befindlichkeit, Selbstbild und Problemwahrnehmung von Bauern und Bäuerinnen in unsicherer Zeit. Zürich: Chronos 2000. 215 S., Ill.

Brigitte Stucki und Jakob Weiss haben mit ihren beiden Dissertationen im Rahmen eines Nationalfondsprojektes über die gegenwärtige Situation der Zürcher Landwirtschaft bereits einige Irritationen ausgelöst. Als Stucki im letzten Jahr ihre Arbeit «Frauen in der Landwirtschaft heute» im Vorstand der Zürcher Landfrauenvereinigung vorstellte, die auch einen Teil mitfinanziert hatte, gab es Missverständnisse in Bezug auf Methodik, Begrifflichkeit und Datenauswahl auszuräumen. Da der Landfrauenvereinigung die Bäuerinnenausbildung obliegt, wurden auch die Konsequenzen für die Lehrgänge diskutiert.

Nachdenklich gezeigt hat sich auch der Direktor des Bauernverbandes Melchior Erler in einem Radiogespräch über Jakob Weiss' Dissertation. «Missverständnis Landwirtschaft» wirft die Frage auf, woran die Schweizer Landwirtschaft eigentlich krankt. An der Agrarpolitik? An der Agronomie? An den Strukturen? Weiss hatte den Verdacht, dass hier ein Kommunikationsproblem vorliegt. In der Tat ist die wichtigste Erkenntnis seiner Arbeit, dass die Begriffe, mit denen über eine Landwirtschaft geredet wird, die im rasanten Wandel steckt, nicht klar benennend sind. Was heisst heute Bauer? Mehr denn je zerfranst der Begriff zwischen dem traditionellen Bauern auf seinem Hof und dem modernen Landwirt mit seinem Betrieb, zwischen Klein- und Grossbauern und zwischen Spezialisierungs- und Nebenverdienstlandwirtschaft.

Methodisch sind Brigitte Stucki und Jakob Weiss ähnlich vorgegangen. Beide arbeiteten mit Fragebogenerhebungen, deren Resultate zu Typen gruppiert wurden, wie sie in einem Gespräch erläuterten. Dabei werden die Befragten anhand ihrer Äusserungen in Gruppen bestimmter Werthaltungen eingeteilt. Stucki fand drei Bäuerinnentypen, Weiss unterscheidet in seiner Parallelstudie bei den Landwirten fünf Betriebstypen. Diese Typen lassen sich zwischen den Polen «traditionell» und «modern» einordnen. «Wobei traditionell nicht mit gestrig und stur gleichgesetzt werden darf», betont Brigitte Stucki. Dies sei nur ein wissenschaftlicher Typus und nichts Wertendes, eines der Missverständnisse, die sie anlässlich der Diskussionsrunde im Vorstand der Zürcher Landfrauen aufklären musste. Vereinfacht kann gesagt werden, dass ein Bauer oder eine Bäuerin «traditionell» ist, wenn sie sich in einer familienorientierten Generationenfolge sehen und den Hoferhalt als oberstes Ziel verfolgen. Der finanzielle Gewinn spielt hier eine untergeordnete Rolle. «Modern» sei ein Betrieb, wenn sich dessen Unternehmensführung nach rationalen Kriterien richtet, um rentabel zu sein. Hier spielen auch Ferien, Freizeit und andere Elemente eines «städtischen» Lebensstils mit hinein.

Brisant ist an den beiden Untersuchungen, dass Weiss seine Typen nach Überlebensfähigkeit beurteilt, während Stucki die Belastungssituation der Bäuerinnen betrachtet, deren traditionelle Aufgabe es ist, die Hofstruktur zu erhalten. Nachdem rund jeder dritte Zürcher Betrieb den Fragebogen retourniert hatte, stellte sich heraus, dass sie ein recht positives Selbstbild vermitteln und die Befindlichkeit der Landwirte nicht schlecht ist. Dennoch gibt es keine Jubelbotschaft zu verkünden: Überlebenschancen haben nach Weiss nur diejenigen Betriebe, welche «nach Schulmuster» heute und in Zukunft investieren und rationalisieren, von einer Person mit eventuellem Nebenverdienst geführt werden und solche, welche mehrere arbeitsaufwendige spezialisierte Betriebszweige und zum Teil grossen Nebenverdienst haben. Schlecht sieht es hingegen für Bauern aus, die keinen Nebenverdienst haben und nicht in den Hof investieren können, sowie für Landwirte, die neben dem unspezialisierten Betrieb grossen Nebenverdienst erwirtschaften. Auch den Bäuerinnen, so hat Brigitte Stucki herausgefunden, droht Ungemach. Dabei sind solche besonders belastet, die sich zwischen traditionellen Ansprüchen an die Bäuerin und modernen Lebensformen wie einem guten Beruf ausserhalb der Landwirtschaft aufreihen.

Diese Ergebnisse werfen für die Familien auf den Höfen existenzielle Fragen auf. Stucki schrieb beispielsweise, dass die Bäuerinnen verunsichert sind, weil ihnen plötzlich die Rolle der Landwirtschaftsretterinnen zugeschoben werde. Als angeblich ökologisch Sensiblere sollen sie die Landwirtschaft umwelt- und damit nachfrage- und öffentlichkeitsgerechter machen. Doch braucht es die Bäuerin auf dem durchrationalisierten Einmannhof überhaupt noch?

Jakob Weiss hingegen diskutierte in einer Radiosendung mit Bauernverbandsdirektor Melchior Erler. Auch hier zeigte sich ein Graben des Begriffsverständnisses zwischen Kulturwissenschaft und Agro-

nomie, der im ersten Anlauf fast nicht zu überwinden war. Doch auch der Landwirtschaftspolitiker scheint sich die Konsequenzen aus Weiss' Arbeit durch den Kopf gehen zu lassen. Dieser meint, dass es sinnvoller und wichtiger ist, den Nebenerwerbsbetrieb aufzuwerten, anstatt am Familienbetrieb festzuhalten. Doch dies bedingt veränderte Rahmenbedingungen und ein anderes Selbstverständnis der Landwirte.

Brigitte Stucki und Jakob Weiss bewohnen einen kleinen Hof auf etwa 900 m Höhe in Steg (ZH) und kennen die Situation aus eigener Erfahrung. Obwohl sie sich nicht als Bauern bezeichnet haben wollen, bewirtschaften sie rund 2 ha Wiesland und 3 ha Wald. Und dazu 2 ha Wiese sowie 6 ha Wald im Bündnerland. So gesehen sind die beiden typische Kleinbauern des Zürcher Oberlandes. Aus Rudolf Brauns Studie über die Industrialisierung dieser Region wissen wir, dass deren Suche nach einem Nebenverdienst für die sehr frühe Industrialisierung des Gebiets entscheidend war. Heute ist es anscheinend umgekehrt: Als Beschäftigte im tertiären Sektor – und das kann witzigerweise auch Kulturwissenschaft sein – helfen die Kleinbauern dem Kanton, seine Landwirtschaft zu erhalten.

Brigitte Stucki bemängelt, dass sich die nichtbäuerliche Bevölkerung längst von der Agrarpolitik verabschiedet habe. «Die Bauern mit ihren Subventionen!» heisse es immer nur, und Jakob Weiss meint, dabei bedenke man nicht, dass die Landwirtschaft auch viele Quersubventionen an Tourismus und Landschaftspflege leiste und sonstige positive Effekte zeige. «Da müsste eine ganz andere Kostentransparenz hinein», fordert er. Die Forschung müsse Klarheit schaffen, was die Schweiz an ihrer Landwirtschaft hat und was sie mit ihr will. Auch Brigitte Stucki findet weitere Studien zum sozialen Wandel bei Landwirten und Bäuerinnen nötig, was auch der Vorstand der Zürcher Landfrauen begrüsst. Wie soll man ohne aktuelles Wissen über die Menschen draussen auf den Höfen vernünftige Landwirtschaftspolitik betreiben können?

Nicholas N. Schaffner

PAUL HUGGER (Hrsg.): Kind sein in der Schweiz. Eine Kulturgeschichte der frühen Jahre. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde; Lizenzausgabe. Zürich: OZV Offizin Verlag 1998. 528 S., 150 Abb.

Der anzuzeigende Band möchte eine Kulturgeschichte der Kindheit in der Schweiz sein. Während das «Lokal» ohne weiteres gegeben ist, ist der Zeitraum, der durch die jeweiligen Artikel abgedeckt wird, mitunter auch durch den Gegenstand wie etwa das Fernsehen vorgegeben, ungleich. Die meisten Beiträge gehen nicht hinter das Jahr 1800 zurück oder nehmen von Jean-Jacques Rousseaus epochalem Werk *Emile, ou de l'éducation* (1762) ihren Ausgangspunkt. Die Ausnahmen – u.a. die Artikel von *Katharina Simon-Muscheid* («Das Kind in der Handwerkerfamilie»), *Ursula Zürcher* («Von Hebammen und Ammen»), *Peter Ziegler* («Volksschule») und *Hannes Tanner* («Die ausserfamiliäre Erziehung») – gewinnen hingegen, indem sie bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen, an Tiefenschärfe und können die von Reinhart Koselleck auch in anderer Hinsicht als wichtig bezeichnete Sattelzeit von 1800 genauer in den Blick zu nehmen. Ein weiteres Problem, das der vorliegende Band zu meistern versucht, ist der Umstand, dass eine Kulturgeschichte der Kindheit in der Schweiz sich sowohl durch spezifisch schweizerische Elemente auszeichnet als auch durch solche, die grundsätzlich für alle (mittel-)europäischen Länder bzw. Industrienationen oder in einem anthropologischen Sinne für die Kindheit überhaupt Geltung beanspruchen. Indem der vorliegende Band diesen unterschiedlichen Perspektiven und Anforderungen gerecht zu werden versucht, ist er nicht nur ein wissenschaftliches Handbuch, sondern zugleich ein Ratgeber für Eltern und Erwachsene überhaupt, die sich über das Phänomen «Kind» und «Kindheit» kundig machen wollen. Die Redlichkeit des Herausgebers zeigt sich denn darin, sich zu dieser Heterogenität zu bekennen, die ihm von anderer Seite als ein Mangel angekreidet worden war.

Ein grosses Kapitel beschäftigt sich mit der sozialen und ethnischen Differenzierung von Kindheit. Das Panorama reicht hier von der bäuerlich-ländlichen Kindheit und der Kindheit in Handwerkerfamilien über die Kindheit in Arbeiterfamilien bis zur bürgerlichen Kindheit im 19. und frühen 20. Jahrhundert (wobei das eigentliche Bürgertum um 1900 selbst in Städten weniger als zehn Prozent aller Haushalte und Familien stellte!). Daran schliessen sich Artikel zur «Jüdischen Kindheit» und über «Muslimische Kinder in der Schweiz» an. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen zu den Immigrantenkindern und ihrer schulischen Benachteiligung. Die «rites de passage» wie Geburt, Taufe, Schuleintritt, Erstkommunion, Firmung und Konfirmation werden auch unter dem Blickwinkel der jeweiligen religiösen Erziehung dargestellt.

Die Ausführungen zur «Muttersprache» vermögen hingegen nur Teilaspekte der heute kaum mehr zu überblickenden Literatur zum frühkindlichen Spracherwerb wiederzugeben. Sie sind auch – auf die

Schweiz bezogen – nicht nationalspezifisch. Dafür erfährt man manches bei *Harald Burger* zur komplexen Spracherwerbssituation und zum konkreten Sprachgebrauch der Kinder und Jugendlichen in der Schweiz.

In dem Beitrag über kulturelle oder genetische Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen vermag *Anna Maria Riedi* zu zeigen, wie die Herstellung der Geschlechtsidentität (*gender*) ein interaktiver Prozess zwischen Selbstdarstellung und Identifizierung durch andere ist: Der Knabe ist mutig, nicht weil er ein Knabe ist, sondern weil er als Knabe anerkannt werden möchte. Aufschlussreich ist auch *Jürgen Oelkers* Beitrag zu den sich ab- und endlich auflösenden pädagogischen Kulturen. Eine Folge davon ist, dass nicht nur die Unterschiede zwischen, sondern auch innerhalb der Geschlechter zunehmen.

Genaue Daten liefern die Beiträge im Kapitel «Medizinische und ethische Aspekte» zum Problem der Akzeleration, zur körperlichen Entwicklung, zur Ernährung und zum Thema der Krankheiten. Herausragend ist der Aufsatz von *Iris Ritzmann* über «Kinderkrankheiten und Kindersterblichkeit». Sie liefert nicht nur eine Fülle von Daten, sondern geht auf die mentalen bzw. konfessionellen Wahrnehmungsgrenzen dem Phänomen Kindersterblichkeit gegenüber ein. So taufen in katholischen Kantonen Hebammen oder Geistliche zuweilen das bereits verstorbene Kind mit der Rechtfertigung, es habe noch ein wenig gelebt. «Diese Todesfälle liefen dann nicht unter der Bezeichnung ‹Totgeburt›, sondern fielen in die Rubrik ‹verstorbene Säuglinge›. Die religiös bedingte Fehlzuordnung schlug sich dann im interkantonalen Vergleich nieder...» (S. 305). Der Beitrag «Schwangerschaftsabbruch» hingegen verbleibt, bei allem ernsthaften Bemühen, in einer engen und, aus Sicht des Rezensenten, reaktionären theologischen Fragestellung stecken.

Der Beitrag zur Geschichte der Kinderkleidung zeichnet sich durch seine Anschaulichkeit unter Beiziehung literarischer Textzitate aus. Und *Waltraut Bellwald* («Das Kinderzimmer») konfrontiert das bürgerliche Ideal eines «kindgerechten Schonraumes» mit den Erfahrungen seiner Benutzer («Das Kinderzimmer in der Erinnerung»). Ein weiteres Kapitel behandelt die Medien Musik, Kinderbücher, Märchen, Fernsehen, Computer und Cyberspace. Hier ist man für die exakten Angaben zu den geschlechtsspezifischen Nutzungsweisen von Computern dankbar. Während bei Vorschulkindern das Interesse an Computern noch geschlechtsunabhängig ist, prägen sich in der Schule auffallende Differenzen aus. Jungen nutzen stärker die Computermedien, sprechen häufiger darüber und werden von den Erwachsenen auch häufiger darauf angesprochen (vgl. S. 437f.). Hingegen vermisst man in *Vreni Rutschmanns* Aufriss zur schweizerischen Kinder- und Jugendbuchliteratur eine Darstellung der Kinderlektüre. Sie hätte ergeben, dass für das Gros der Kinder noch nach 1850 sich die Erfahrung mit Kinderliteratur ausschliesslich auf Schullesebücher beschränkte (darüber erfährt man mehr in *Peter Ziegler's* Abhandlung zur Volksschule; vgl. S. 168f.: «Schulbuchkultur»).

Im Kapitel «Das Kind in der Kunst» sind besonders die Beiträge über das Kind als Objekt von Schweizer Fotografen und Kindheiten und Kinder in der Literatur erhellend. Kinderbilder sind, so *Markus Schürpf*, hochemotionale Bildschöpfungen, die deshalb zu einem Bestandteil des privaten Lebens werden. Und *Elisabeth Pulvers* Ansatz, der Literatur in ihrer Eigenmächtigkeit wahrnimmt, vermag sowohl ihre Grenzen («Das Kind in der Literatur ist eine Fiktion der Erwachsenen») als auch ihr kritisches Potential einer «kindlichen Perspektive» auf die Welt, die «Übersehenes und Vernachlässigtes» (S. 510) zu Tage fördert, zu würdigen.

Die Faustregel für Rezensenten, bei dem zu besprechenden Buch sich an das Vorhandene und nicht an das Fehlende zu halten, ist gewiss eine sinnvolle. Bei einem Handbuch von diesem Kaliber neigt man allerdings – *contre cœur* – dazu, Dinge einzufordern, die man vermisst. Ein wirklicher Mangel etwa ist ein Artikel zu dem nicht von Erwachsenen angeleiteten Kinderspiel, wie wir es beispielhaft von den Arbeiten Peter und Iona Opies (u.a. *The Lore and Language of Schoolchildren*, London 1959) kennen. Man wünscht sich weiter, mehr über die spezifische Kinderkultur, etwa des Sammelns und Tauschens von Bildchen, über Graffiti, über das Kind in der Werbung und als Konsument zu erfahren, und man vermisst Stichworte wie Taschengeld, Kino bzw. Kinomathograph (in den 10er- und 20er-Jahren machten Kinder und Jugendliche ein entscheidendes Publikumssegment aus), Heftchenliteratur, Poesiealbum, Gummitwist, Lektüre oder Amateurfilm. Kurz: Aus sozialhistorischer Sicht hätte man mehr an die (kultur-)geschichtlichen Realitäten und mitunter kitschigen Niederungen herangeführt werden mögen. Es sind all jene Themen, die beim 25. Deutschen Volkskundekongress 1985 («Kinderkultur») verhandelt wurden. Trotz wiederholter Feststellung der Autoren und Autorinnen einer geschichtsmächtigen Idealisierung der «frühen Jahre» scheinen sie selber davon nicht gefeit zu sein.

Diese durchaus persönlichen Einwände vermögen jedoch den positiven Eindruck, den die Lektüre des Bandes hinterlässt, in keiner Weise zu schmälern. Wer sich mit der Kindheit der letzten zweihundert Jahre in der Schweiz befasst, wird immer wieder mit Gewinn darauf zurückgreifen. Die Ausstat-

tung des schwergewichtigen Buches mit seinen 528 Seiten sucht seinesgleichen. Papier, Bindung, Satz und Reproduktionen (davon zahlreiche farbig) lassen das Lesen und Betrachten zu einem eigentlichen Vergnügen werden.

Alfred Messerli

BÄRBELE KLEINDORFER-MARX/ EDELTRAUD SCHMIDBAUER (Hg.): *Frauenleben – Frauenarbeit – Frauenalltag: Lebensbilder aus dem Landkreis Cham*. Begleitband zu einer Ausstellung des Kulturreferats und der Frauenbeauftragten des Landkreises Cham. 2., verb. Aufl. Cham 1995. 156 S., über 150 Abb. (Schriftenreihe Kreismuseum Walderbach, 8).

In den letzten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts standen kulturgeschichtliche Museen und Ausstellungen immer wieder im Zeichen der Frauenforschung. Waren es zunächst die Universitätsstädte, die den wissenschaftlichen Diskurs weiblicher Lebens- und Sozialgeschichte (*Gender Studies*) dem Museums- und Ausstellungspublikum zuführten, sind es mittlerweile auch die ländlichen Regionen, die sich dem Thema geöffnet haben und allenthalben mit Sonderausstellungen zu Leben, Arbeit und Alltag «ihrer» Frauen in Geschichte und Gegenwart aufwarten. Ein Beispiel hiervon gibt der Landkreis Cham in der Oberpfalz, der seine Regional- und Heimatgeschichte 1993 erstmals aus weiblicher Perspektive präsentierte und die Ergebnisse zum Nachlesen in einem Begleitband dokumentiert. Anliegen der Konzeptorinnen und Herausgeberinnen, Bärbel Kleindorfer-Marx und Edeltraud Schmidbauer, war, die spezifischen Leistungen, Erfahrungen und Lebenswege der Frauen des Chamer Landes der Bevölkerung der Region bekannt zu machen (vgl. Vorwort, S. 7), und die nur knapp zwei Jahre später fällig gewordene zweite (verbesserte) Auflage dieses Begleitbandes belegt sinnfällig das Erreichen des gesteckten Zieles.

Der quadratische Band mit 155 Seiten im Zweispaltendruck enthält 22 Beiträge von 16 Autorinnen. Zur Besonderheit hier gereicht, dass diese Autorinnen – alle ausnahmslos in der Chamer Region lebensgeschichtlich verankert – verschiedensten Sozial- und Berufsgruppen zugehören. Das verspricht Vielfalt an Aspekten, methodischen Zugriffen und Darstellungsweisen. Der thematische Bogen spannt sich denn auch von quellenkritischer Diskussion (*Bärbel Kleindorfer-Marx*, S. 9–12) und historischen Streifzügen zur rechtlichen Situation der Frauen (*Petra Förschner*, S. 13–18) zur schulischen Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeit (*Christine Osswald*, S. 19–29, S. 30–41) und zu Frauenvereinigungen (*Christiane Köppl*, S. 43–48; *Edeltraud Schmidbauer*, S. 49–52) über lebensgeschichtliche Erinnerungen an lokalpolitische Karrieren (*Hildegard Buhmann*, S. 53–56), an klösterliches und religiöses Wirken (*Sr. Consilia Renner OP*, S. 57–69; *Renate Serwuschok*, S. 69–76), an Hebammendienst und Altenpflege (*Lisa Deutsch*, S. 77–86; *Jutta Steinigk-Schingale*, S. 87f.), an Händlerinnendasein (*Eva Bauernfeind*, S. 89–94; *Renate Serwuschok*, S. 95–98; *Heidi Wolf*, S. 99–102), an Postbötinnen- und Dienstbotenzeit (*Christine Osswald*, S. 103–110; *Liselotte Kammler*, S. 111–114), an hausgewerbliche Klöppelei (*Bärbel Kleindorfer-Marx*, S. 115–120), an Reiseerlebnisse (*Ursula Daschner-Setzwein*, S. 134–138) und Erinnerungen an Landfrauenarbeit früher (*Hilde Eldner*, S. 139–150) bis hin zu Berichten über lokale Dichterrinnen (*Renate Serwuschok*, S. 121–126, S. 127–133) und zur Diskussion der problematischen Situation von Wochenpendler-Ehefrauen im Bayerischen Wald (*Maria Hackl*, S. 151–155). Die reiche Bebilderung der Beiträge mit historischen und aktuellen Fotografien – drucktechnisch von hervorragender Qualität! – sorgt für Anschaulichkeit.

Kritische Distanz in der Darstellung kennzeichnet alle Beiträge; das hält sie frei von affektiven Tendenzen und lässt in dichter Beschreibung ein Tableau weiblichen Lebenszusammenhangs entstehen, das Authentizität hat. Das macht den schmalen Band zu einem kleinen Nachschlagewerk – nicht nur für die öffentlichen und die privaten Bibliotheken der betroffenen Region, sondern überhaupt für alle an *Gender Studies* Interessierten.

Erika Lindig

WINFRIED HELM: *Obrigkeit und Volk. Herrschaft im frühneuzeitlichen Alltag Niederbayerns*, untersucht anhand archivalischer Quellen. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde 1993. 304 S. (Passauer Studien zur Volkskunde, 5).

WINFRIED HELM: *Konflikt in der ländlichen Gesellschaft. Eine Auswertung frühneuzeitlicher Gerichtsprotokolle*. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde 1993. 163 S. (Passauer Studien zur Volkskunde, 7).

Die beiden im gleichen Jahr erschienenen – aber nicht entstandenen – Studien Winfried Helms zur historischen Volkslebensforschung sind kanonmässig dem Bereich der Rechtlichen Volkskunde zuzuordnen, der – im Unterschied zu Rechtsgeschichte und Rechtsarchäologie – die Frage nach den konkreten Auswirkungen und Erfahrungsweisen rechtlich-herrschaftlicher Belange für betroffene Einzel-

menschen oder Sozialgruppen einer Gesellschaft zum zentralen Thema hat. Dabei stellt Rechtliche Volkskunde eine Methode dar, historische Lebenswirklichkeit zuverlässig und authentisch zu erfassen.

Winfried Helm interessiert das Volksleben in Bayern während des 16. bis 18. Jahrhunderts. Seine als Dissertation an der Universität Passau eingereichte und angenommene Studie zum Verhältnis zwischen «Obrigkeit und Volk» handelt von den Bedingungen und Konsequenzen herrschaftlicher Regularien aus der Perspektive der Beherrschten, und entsprechend gelangen bei ihm jene archivalischen Quellen zur Auswertung, die von konkreter rechtlicher Praxis handeln: Rechnungsbestände, Protokollbestände, Bücher und Akten. Anliegen ist, typische Beziehungsmuster zwischen Obrigkeit und Bevölkerung am Beispiel Niederbayerns der frühneuzeitlichen Epoche zu eruieren und von hier aus Einsichten in die Akzeptanz gerichtsherrlicher Macht durch die Untertanen zu gewinnen.

Zu diesem Zweck gibt der Autor zunächst einen Überblick über die Strukturelemente frühneuzeitlicher Herrschaft, deren Komplexität die Ebenen der Gerichtsherrschaft, der Grundherrschaft und der Dorfgemeinschaft strukturiert (Kap. II). Daraufhin skizziert er die den jeweiligen Ebenen zugehörigen Rechtsinstanzen und deren Kompetenzträger, die er treffend mit dem modernen Begriff des sog. Herrschaftsapparats belegt (Kap. III). Im weiteren Verlauf beschreibt Helm materialreich die praktische Seite der einzelnen Herrschaftsfelder, die die Gesetzgebung, die Rechtsprechung und das Polizeiwesen betreffen, wobei er die wirtschaftliche Komponente des Rechtslebens bzw. der Rechtspflege besonders herausgestellt vorfindet (Kap. IV). Wie leicht da bei den mit dem Vollzug von Herrschaft (Kontrolle und Sanktion) Betrauten Korruption, Betrug und Machtanmassung die Oberhand gewinnen können und wie sich das mit dem Herrschaftsethos derselben vereinbaren liesse, reflektiert Helm in einem pffiffigen Exkurs. Auf solch profund ausgebreiteten Rahmenbedingungen kann er dann zur Analyse des Verhältnisses der Bevölkerung zu den obrigkeitlichen Normen und zu deren Sanktionsträgern übergehen (Kap. V), die anschaulich die Vielfalt sowohl der Konsens- als auch der Konfliktfelder ausbreitet. Dadurch, dass der Autor die seitens der Obrigkeit als ahndungswürdig deklarierten Vergehen (z.B. Beschimpfung Hinterbliebener von Gewaltverbrechern, Sexualdelikte und Raufhändel, Fasten- und Zechdelikte usw.) immer in den jeweiligen gesellschaftlichen, ökonomischen und mentalen Zusammenhängen, somit auch aus der Perspektive von unten, auswertet, gelangt er zu differenzierten Ergebnissen, deren wesentlichste sind: allgemeine Akzeptanz der Gerichte als anerkannte Form der Konfliktaustragung bzw. Konfliktbereinigung im zivilen und im verwaltungsrechtlichen Bereich, grosses Interesse der Bevölkerung an effizienten Schiedsinstanzen, hohe Akzeptanz der landesherrlichen Behörden bei gleichzeitiger Negativwertung der Repräsentanten der niederen Gerichte, geringe Effizienz der sittenpolizeilichen Massnahmen, Autoritätsprobleme der kirchlichen Vertreter.

In dichter Beschreibung lässt Winfried Helm ein strukturgeschichtliches Tableau erstehen, das Herrschaft im frühneuzeitlichen Niederbayern als ein dynamisches Kräftegefüge ausweist. Der Prozess der Zivilisation vollzieht sich – mit wechselnden Erfolgen – in zunehmender Verrechtlichung der Volkskultur. Aber diese Verrechtlichung bedeutet nicht, wie die ausgewerteten Rechtsarchivalien belegen, die Aufgabe traditioneller Streitkultur und Widerständigkeit, bedeutet also nicht Adaption, sondern erfolgte interaktiv. Insofern sieht der Autor zu Recht die unter Historikern geläufige Stereotype vom braven, gehorsamen, kritiklos herrschaftliche Autorität akzeptierenden Untertanen widerlegt.

Winfried Helms Studie «Obrigkeit und Volk» besticht und überzeugt durch solide Quellenkritik und Recherche. Man merkt seiner Studie an, dass er jahrelange Erfahrung im Umgang mit Rechtsarchivalien des 16. bis 18. Jahrhunderts hat. Das bestätigt seine mit fast siebenjähriger Verspätung und gleichzeitig mit seiner Dissertation zur Publikation gebrachte Passauer Magisterarbeit zum Thema «Konflikt in der ländlichen Gesellschaft», in der der Volkskundler anhand Oberpfälzer Gerichtsprotokolle der Jahre 1649–1652 und 1656–1663 des Landgerichts Auerbach Konfliktfelder im ländlichen Raum des 17. Jahrhunderts zu erfassen und entsprechend den jeweils zugrunde liegenden sozioökonomischen Bedingungen der Bevölkerung Konflikttypen zu bestimmen sucht. Nach Abklärung des rechts-, verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Hintergrunds sowie Skizzierung der Oberpfälzer Gesellschaftsstruktur der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts präsentiert er eine plausible Systematik nach Konflikten im dörflichen Zusammenleben und nach Konflikten mit der Obrigkeit. Die Privatklagen dominieren den Gesamtbestand, und innerhalb dieser Gruppe überwiegen Schuldsachen, Injurien und Raufhändel. Die «Ehre» bezieht sich als zentrale Kategorie im Denken und Rechtsempfinden der ländlichen Bevölkerung. Quantitative (statistische) Methode und Vergleich mit Gerichtsprotokollen des gleichen Raumes im 18. Jahrhundert lassen im Zurücktreten der Injurien- und Raufhändeldelikte einen Wandel des Ordnungssystems, konkret: den Bedeutungsverlust der «Ehre» als sozialem Regulativ, erkennen.

Die beiden Studien zur historischen Volkslebensforschung von Winfried Helm zeichnen sich durch profunde Sach- und Quellenkenntnis aus. Sie stehen in der Tradition der sog. Münchner – mittlerweile müsste man dank Walter Hartinger, dem Ordinarius für Volkskunde der Universität Passau und Lehrer Helms, von einer Passauer sprechen – historischen Schule und schreiben sie zu einem guten Stück fort.

Erika Lindig

DANIEL HAGMANN: Grenzen der Heimat. Territoriale Identitäten im Laufental. Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft 1998. 354 S., Abb. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Basel-Landschaft, 65).

Heimat – eine Rechtskategorie? In der Reihe «Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Basel-Landschaft» liegt seit geraumer Zeit ein Band 65 vor, welcher sich mit der territorialen Identität, also der räumlichen Zugehörigkeit der Laufentaler beschäftigt. Hält man Daniel Hagmanns Dissertation «Grenzen der Heimat» in den Händen, sind die Erwartungen natürlich entsprechend hoch. Die Abstimmung zur Kantonszugehörigkeit (1989) und der Kantonswechsel (1994) liegen zwar einige Jahre zurück, aber sie sind doch noch in aktiver Erinnerung. Und weil die Abstimmung alle Schweizerinnen und Schweizer etwas anging, geht auch dieser vorliegende Band uns alle etwas an.

Dies muss ein komisch Völklein sein, das da in diesem nordjurassischen Tale haust, dass man ihm nach einer denkwürdigen Abstimmung auch noch ein ganzes Forschungsprojekt und einen Band von weit über 300 Seiten widmet. Es ist dies aber weder ein Forschungsband noch ein (Lese-)Buch gewöhnlicher Güte, es ist vielmehr eine Anthologie, eine Sammlung unterschiedlichster Quellen, und als solche notabene äusserst wertvoll – wenn auch nur für eine ganz kleine Gruppe spezialisierter Historiker. Der Autor macht einen Spagat. Einerseits erhebt er den Anspruch, wissenschaftlich zu sein und auch eine entsprechende Sprache zu schreiben: Er spricht von der «auktorialen Ebene» (S. 16), womit er wohl sagen will, dass die Dinge aus der Sicht des Autors dargestellt und damit zwingend subjektiv sind. Andererseits richtet er sein Buch «an alle, die gerne mitdenken» (Basler Zeitung, 5.12.1998, S. 50), und dies sollte ja wirklich mehr als eine Konzession an die Leser sein. Der Spagat hat Folgen: Da wird in einem breiten Spektrum an Begriffsinhalten von Grenzen, Region und Heimat gearbeitet, ohne dass aber die Territorialität und ihre Identitäten (siehe Untertitel) sichtbarer würden. Na ja, werden wir fragen, was wird denn da falsch gemacht? Es sind vor allem begriffliche Unschärfen.

Fangen wir gleich beim Titel an. Gibt es denn «Grenzen der Heimat»? Nein, gibt es natürlich nicht! Es gibt aber auf einer externalisierten, also veräusserlichten Ebene Gemeinde-, Kantons- und Staatsgrenzen, also eine die politische Struktur bezeichnende Linienführung, und es gibt auf der anderen, internalisierten Seite ideelle Grenzen (ethisch-moralisch-normative Strukturen bezeichnend). Heimat aber ist ein symbolisches Konstrukt, in höchstem Masse metaphorisch bis allegorisch. Und dieses Konstrukt hat keine Grenze, es ist schon Grenze – eine ideologische nämlich.

Worum also gehts in diesem Band? Grob vereinfacht präsentiert uns der Autor eine Alltags- und Sozialgeschichte, und zu diesem Zwecke zitiert er administrativ-richterliche Beschwerdeakten aus dem Duell Bürger versus Obrigkeit. Damit soll die Bildung eines politisch-strukturellen Selbstbewusstseins dargestellt werden. Dieser Ansatz scheint mir zu komplex, denn er suggeriert das falsche Resultat, dass «Alltag» und «Heimat» rechtliche Kategorien, quasi Rechtssubjekte oder Rechtspersönlichkeiten darstellen, die sich aus dem sozialen, politischen und historischen Kontext ergeben (müssen): «Jede Beschwerde ist deshalb Zeugnis, wie in der Konfrontation mit dem Staat die Gemeinde erst zum bewussten Raum territorialer Identität gemacht wurde» (S. 159). Diese Sichtweise negiert, dass kollektive und individuelle (mitunter auch territoriale) Zugehörigkeit und Befindlichkeit über sehr unterschiedliche, jedoch vernetzte Instanzen gebildet werden. Ich denke da vor allem an soziale, kulturelle, psychologische, symbolische und semantische Elemente von Enkulturations- und Sozialisationsprozessen. Das hier verwendete Archivmaterial spiegelt also allerhöchstens einen ganz kleinen Teil eines höchst komplexen Geflechtes.

Wir wissen daher nach der Lektüre dieses Bandes, dass die Bewohner dieses nordjurassischen Tales wirklich merkwürdig und eigen sind; weshalb dies aber so ist, ist immer noch nicht geklärt – auch für mich als langjährigen Bewohner dieses Tales und Volkskundler nicht. Was fehlt hier, um dieses Wechselspiel zu durchschauen? Der Autor legt keine definitiven Resultate vor, denn er ist der Ansicht, dass es «in der Natur des Themas liegt, dass es sich nicht abschliessend behandeln lässt» (S. 15). Was fehlt dann diesem Band? Hagmann hätte zum Beispiel einen Seitenblick in die Dissertation des Wissenschaftsnachbarn Bellwald und dessen kurzen Abriss zur Territorialität werfen können (Werner Bellwald: Zur Konstruktion von Heimat, Sion 1997, 315–317). Dann wäre ihm klar(er) geworden, dass

räumliche Umwelt durchaus auch kulturell angeeignet wird und somit eine Lokal- und Regionalcharakteristik in einer Wechselbeziehung entsteht und auch real existieren kann, was ja gerade an den ausgeprägten Mikrostrukturen im Laufental besonders deutlich wird. Selbstverständlich wird damit gleich Hagmanns Aussage relativiert, dass das «Laufental (...) keine von der Natur vorgegebene Grösse (ist), sondern eine Kulturlandschaft, ein Produkt gesellschaftlicher Raumvorstellung und -bildung» (S. 21). Natürlich ist das Laufental auch eine geologisch vorgegebene Struktur, die geomorphologisch überprägt und kulturlandschaftlich geformt ist. Aber sie ist selbstverständlich nicht nur Produkt, sondern eben auch Ressource physischer und psychischer Natur.

Wie könnte da generell weitergeforscht werden? Hier müsste sicherlich die Kulturforschung ansetzen, denn heimatliche Identität wird primär durch das kulturelle Inventar, das unsere alltägliche Lebenswelt (und auch die unserer Vorfahren) strukturiert, definiert und stabilisiert.

Am Schluss des Bandes dann ein Kapitel «Heimat im Blick», acht Fotografien von Thomas Kneubühler (wer ist das, müsste man den kennen?), knapp kommentiert von Daniel Hagmann: «Entstanden sind diese Fotos in Zusammenhängen, die mit dem Laufental vordergründig wenig zu tun haben» (S. 311). Und er könnte kaum besser beschreiben, wie isoliert und zusammenhanglos diese Bilder hier stehen. Symbolisch eigentlich für das ganze Buch.

Ernst Schlumpf

EDITH SCHWEIZER-VÖLKER: Volksfeste im Dreiland. Basel: Buchverlag Basler Zeitung 1998. 96 S., Abb.

Die Basler Journalistin mit Faible für Volkskundliches widmet sich seit Jahren immer wieder den Bräuchen in der Region. Nebst regelmässigen Zeitungsartikeln ist sie vor allem durch ihr Buch «Butzimummel, Narro, Chluri»¹ bekannt geworden. Auch jetzt geht es wieder um alte Bräuche oder neue Feste, die aus etwa 30 verschiedenen Orten der Nordwestschweiz, des Elsass und Südwestdeutschlands vorgestellt werden.

Dem Jahreslauf folgend werden vom Basler Vogel Gryff im Januar bis zum Klausmarkt von Ferrette (F) im Dezember verschiedenste Anlässe in Wort und Bild porträtiert. Kurze historische Erklärungen und aktuelle Berichte vom gegenwärtigen Ablauf dienen ebenso einer ersten Orientierung wie die schematische Übersichtskarte am Ende des Bändchens. Das eine oder andere fand aus dem erwähnten Buch von 1990 in die vorliegende Veröffentlichung Eingang, doch ist auch Neues zu entdecken wie die Bio-Messe von Rouffach (F).

Erwartungsgemäss geht es bei Veröffentlichungen dieser Art nicht um grosse Würfe und neue Erkenntnisse. In den populären Text eingestreut sind aber Beobachtungen wie jene, dass die einstige Begeisterung für Exotisches in den 1920er- und 30er-Jahren vermehrt einer Betonung des Lokalen wich (S. 13f.). Details berichten etwa vom Reiz der Anonymität, weshalb einige Maskierte über mehrere Masken verfügen und dank deren häufigem Wechseln hoffen, dass sie weniger rasch erkannt werden (S. 19). Andere Passagen gehen über den einzelnen Anlass hinaus und verweisen z.B. auf den generellen Charakter von Pfingstbräuchen in der Region und auf die Namen und das Aussehen der verschiedenerorts auftretenden Gestalten (S. 47ff.).

Auf weniger Gegenliebe dürften im Fach die Hinweise auf ursprüngliche Menschenopfer (S. 48) oder Fruchtbarkeitsrituale (S. 50) stossen – und die Bemerkung, dies sei «Volkskunde». Andere Abschnitte können durchaus als geglückte Popularisierung gelten. Für Gäste, die sich einmal einen Brauch ansehen und ein paar unbeschwerte Stunden verbringen wollen, ist das neue Büchlein ein willkommenes Vademecum.

Werner Bellwald

¹ Edith Schweizer-Völer: Butzimummel, Narro, Chluri. Bräuche in der Regio, Basel 1990 (Rezension in SVk 5/6, 1991, 93f.).

WA(H)RE KUNST. Der Museumsshop als Wunderkammer; theoretische Objekte, Fakes und Souvenirs. Hg.: Gottfried Fliedl, Ulrich Giersch, Martin Sturm, Reiner Zendron. (Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im offenen Kulturhaus des Landes Oberösterreich vom 7. Dezember 1996 bis 24. Januar 1997.) Frankfurt: Anabas 1997. 166 S., zahlr. Abb., Glossar (Werkbund-Archiv, 26).

Die Museumsdiskussion hat ein neues Thema; nachdem in den 70er- und beginnenden 80er-Jahren über das Museum als Bildungsstätte und die Bedeutung von Alltagskultur in der Präsentation kulturhistorischer Zusammenhänge diskutiert wurde (besonders intensiv in Deutschland), wurde diese Diskussion um Museumsinhalte und -methoden in den 90er-Jahren von Überlegungen zur Wirtschaftlichkeit bzw. zur privatwirtschaftlichen Orientierung von Museen überlagert. Im seit einigen Jahren be-

stehenden Studiengang Kulturmanagement wird u.a. das Museum als betriebswirtschaftliches Unternehmen behandelt, eine Entwicklung, in der folgerichtig Publikationen zur Organisationsform von Museumsläden vor dem Hintergrund von Marketingtheorien und als Bestandteil des Museumsmarketings entstanden sind (z.B. Eva Hoffmeister 1998; Campania Media 1999, darin auch ein Beitrag von Carole Gürtler zur Situation von Museumsshops in der Schweiz).

Die Autoren der hier zu rezensierenden Publikation und der dazugehörigen Ausstellung versuchen – im Bewusstsein dieser Entwicklung – eine kulturkritische und psychologische Reflexion des Phänomens «Museumsshop» als Mittler zwischen der wahren Kunst und der Ware Kunst: Was bedeutet die massenhafte Reproduktion von einstmaligen Kunstobjekten für die Kunst und für das Museum, welche Bedürfnisse wecken oder befriedigen diese «Ersatzobjekte» bei den Konsumenten?

Die Ausstellung bestand aus Museumsshop-Artikeln und aus themenbezogenen Container- und Klanginstallationen, die im Mittelteil des Buches anhand von grossformatigen Farbabbildungen dokumentiert sind. Daran schliesst ein Glossar an, welches von Abfall («Deswegen ist die bedeutendste Form der Schöpfung in der Moderne das Produzieren von Abfall», S. 129) über Ersatzbefriedigung («Das Wahre ist also im Fetisch der Ware symptomatisch geworden», S. 132), Marketing, Musealisierung und Souvenir («Die Welt braucht viele neue Souvenirs – um der Kultur willen», S. 150) bis zu Ware und Wert reicht. Den Autoren ist es gelungen, im Glossar das gesamte Spektrum von Beziehungen zwischen dem originalen Kunstobjekt, dessen massenhafter Vervielfältigung und deren Konsumierung als Ersatz, Fetisch, Kinkerlitzchen, Lustobjekt, Reliquie, Surrogat... auszubreiten, wobei – wie an den Begriffen unschwer zu erkennen ist – Sigmund Freud oftmals Pate gestanden hat. Die Dichte der Begriffe, die sich teilweise nur in Nuancen unterscheiden, führt dabei trotz des essayistischen Stils der Beiträge zu einer Tiefe und einem fundierten Einblick in das Beziehungsgeflecht von Original und Ersatz, von Kult(ur) und Kommerz. Diesem sind auch die Essays zu Beginn des Begleitbandes gewidmet.

Helmut M. Bien, Publizist, Ausstellungs- und Katalogmacher, enthüllt die Strategien des geschickten Kulturmarketings; er verweist auf die Memorialfunktion der Museumsshop-Ware (das Museum zum Mitnehmen), die Entwicklung zu – vom Museum unabhängigen – *Art Stores*, die Vermarktung von Künstlernamen (Paloma Picasso) und auf das Umbuhlen des Publikums mit limitierten Editionen und Nostalgie-Produkten. Als Gegenbeispiel nennt er die Firma Manufactum, die qualitätvolle Dinge nach alten Vorlagen neu produzieren lässt.

Bazon Brock, Dozent für Ästhetik in Hamburg, Wien und Wuppertal sowie Sammler von Museumsshopartikeln (seine Sammlung war Bestandteil der Ausstellung), stellt in seinem Essay zunächst vier Objekte aus Museumsshops vor: Eine Tafel mit Michelangelos nacktem David und der Sprechblase «dress me up», eine Seidenkrawatte mit dem Bildnis des Apfels von René Magritte mit der Aufschrift «dies ist kein Apfel», ein Puzzle vom «Schwarzen Quadrat» Kasimir Malewitschs und eine aufblasbare Gummipuppe, dem «Schrei» von Edvard Munch nachempfunden. In einem historischen Rückblick weist Brock darauf hin, dass schon in der Antike «Spolien» als Ersatz für Originale produziert wurden – Objekte, die nicht als materieller Ersatz, sondern als ideeller «Ersatz» Erinnerung und Kommunikation mit den Originalen ermöglichen sollten. Als Beispiel dafür, dass Künstler die Vermarktung und Massenproduktion ihrer Kunst von Beginn an mit beabsichtigt haben, stehen die Gruppe «Fluxus» (in Deutschland vertreten durch J. Beuys) und Keith Haring mit seinen Bildsymbolen. Anhand dieser Beispiele entwickelt Brock den Begriff der «theoretischen Objekte», von Dingen, die nicht durch ihren materiellen Wert bedeutsam sind, sondern die erst durch die intellektuelle Leistung des Unterscheidens nach bestimmten Kriterien Bedeutung erhalten. Brock beurteilt die Funktion dieser theoretischen Objekte positiv und zeigt die Objekte seiner Museumsshopsammlung auch deswegen, um die Anbieter dieser Dinge, die Museumsshops, steuerrechtlich und leistungsmässig auf eine solide Basis zu stellen. Seiner Forderung, dass das Angebot von Museumsshops nicht beliebig sein sollte, «sondern Dinge, die wirklich das in musealen Originalobjekten repräsentierte künstlerische oder kulturelle Denken ansprechen (S. 26)» enthalten sollte, ist eigentlich nur zuzustimmen. Hinter diesen Zeilen steht der Wunsch Brocks, die Museumsshops ernst zu nehmen und «vernünftig und aufgeklärt von diesen [verkäuflichen] Dingen Gebrauch [zu] machen, wie das im kultischen Zusammenhang üblich war» (S. 27).

Walter Grasskamp, Ordinarius für Kunstgeschichte an der Akademie der Bildenden Künste in München und Kunstkritiker, sieht den Museumsshop letztlich «wie eine therapeutische Einrichtung am Ende des Museumsbesuchs» (S. 38). Er legt dar, dass die unberührbaren, unverkäuflichen und damit auratisierten Originale im «Augenhaus» Museum Erwerbimpulse (legale wie illegale) auslösen, die mit dem Museumsshop befriedigt werden, im Metropolitan Museum sogar in mehreren, genau aufeinander abgestimmten Kaufräumen. Recht pessimistisch vermutet Grasskamp, dass die Käufer von Museumsshop-Ware am Ende «mehr mitnehmen als eine rein geistige Erfahrung, die man möglicherweise auch gar nicht gemacht hat» (S. 38).

Monika Schwärzler, freischaffende Autorin und Kulturarbeiterin aus Wien, variiert das Thema von Objekten als multivalenten Zeichenträgern: Das Objekt der Begierde bzw. das Wecken der Begierde durch (versteckte) sexuelle Versprechen, das auratische und wundertätige Objekt (die Wasserhähne, die Robert Musil beim Sterben zusahen), das durch Logos wohlunterschiedene Objekt und die nicht besitzbaren Museumsobjekte bzw. die besitzbaren Museumsshop-Objekte.

Als Beispiel moderner Objektkunst stellt *Thomas Zaunschirm*, Professor für Neuere Kunstgeschichte/Kunstwissenschaft in Essen, anschliessend die «Ready-Mades» von Marcel Duchamp vor, beispielsweise die auf dem Atelierboden befestigte Kleiderhakenleiste, der Duchamp den Namen «Trebuchet» (Stolperer) gab. Die Tatsache, dass die Idee eines «Ready-Mades» oft vom Künstler selbst mehrfach benutzt wurde, macht die Frage nach Original, Kopie, Reproduktion, Fälschung etc. – so Zaunschirm – «so verführerisch wie unlösbar» (S. 56); auch deshalb sind sie wohl noch nicht in Museumsshops zu finden.

Zwei weiteren Aspekten sind Essays gewidmet: *Karl-Josef Pazzini*, Professor für Didaktik in der Bildenden Kunst und Psychoanalytiker, befasst sich mit dem Verhältnis von realem Museumsbesuch und der Imagination anhand von Museumsshop-Artikeln. *Ulrich Giersch*, Ausstellungsmacher und Publizist, greift den Aspekt der Unberührbarkeit von Originalen noch einmal auf und interpretiert den Museumsshop als «Kulturtankstelle», als Ort begreifbarer Hochkultur. Am letztgenannten Begriff wird die einzige Einseitigkeit des Ausstellungskatalogs deutlich; tatsächlich stellt sich das Problem von Original und Kopie, von Unberührbarkeit und Berührungsmöglichkeit, von Einmaligkeit und Massenproduktion in dieser Schärfe vor allem für Kunstmuseen bzw. Museen, die Hochkultur ausstellen. In kulturhistorischen und technischen Museen dürfen Objekte berührt werden, gehören massenhaft produzierte Objekte zum Ausstellungsbestand.

Dennoch ist mein Resümee: Ein hochinteressantes und unterhaltsames Buch; jeder Museumsfrau, jedem Museumsmann anzuempfehlen, die Museumsshops bestücken müssen, sofern sie bereit sind, ihr Tun einer kritischen Selbstreflexion zu unterziehen.

Anja Schöne

LAST MINUTE: Ein Buch zu Sterben und Tod. Hg. vom Stapferhaus Lenzburg; Red: Sibylle Lichtensteiger. Baden: hier + jetzt 1999. 303 S., Abb.

«Last minute – ein Buch zu Sterben und Tod» ist der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Stapferhauses Lenzburg in der Schweiz, die nun auch im Museum für Sepulkralkultur in Kassel gezeigt werden wird. «*Sterben, tot, bestatten, trauern und leben* – diese fünf Themenblöcke werden in diesem Buch aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet: aus der persönlichen und der gesellschaftlichen, der naturwissenschaftlichen und der politischen, der christlichen, der muslimischen, jüdischen oder ghanaischen. Zu Wort kommen Betroffene und Betrachtende, Junge und Alte, Generalisten und Spezialistinnen. In jedem Kapitel geben Berufspersonen in kurzen Statements einen Einblick in spezifische Fragestellungen aus ihrer alltäglichen Arbeit, während Schriftstellerinnen und Schriftsteller in die phantastischen Gedankenwelten ihrer Auseinandersetzung rund um *sterben, tot, bestatten, trauern und leben* einführen» (S. 10).

Dieses lange Eingangszitat zeigt das breite Spektrum der beteiligten Autoren und ihren Zugang zum Problemfeld, der persönlich und somit teilweise sehr emotional gefärbt ist. Unhinterfragter Konsens der Autoren ist, dass die säkularisierte Gesellschaft keine Antwort auf den Tod gebe und der dienstleistende Markt am Tode sich professionalisiere. Einig weiss man sich überdies darin, dass in «unserer leidfreien Welt Tod und Trauer tabuisiert» werden. «Dadurch werden wir auch immun gegen fremdes Leiden in der Welt» (S. 46). Die Überzeugung von der Tabuisierung des Todes in der Moderne, die in der Professionalisierung im Umgang mit Sterbenden nur Kälte und unpersönliche Routine wittert, scheint den Autoren per se ein gewisses Selbstbewusstsein ihres erfahrungs- und betroffenenbezogenen Ansatzes zu verleihen.

Die zahlreichen Kurzbeiträge und Statements können hier nur partiell vorgestellt werden. Sie stellen insofern ein Grundproblem dieses Bandes dar, als ihre Knappheit leider meistens eine analytische Tiefe und Ausgewogenheit vermissen lassen und die breite Forschungsarbeit in der sepulkralen Kultur nur unzureichend berücksichtigen. Dabei fungieren die Aufsätze – wie in einem Katalogband üblich – nicht als Erläuterungen zu den Exponaten, die hier nicht abgebildet sind, sondern sie stehen für sich.

Im ersten thematischen Block «sterben» werden kurze Erfahrungsberichte z. B. eines Fotografen über den Tod seines Grossvaters, der fotografisch begleitet wird, der letzte Besuch bei einem sterbenden Schwiegervater oder fünf Visiten bei Sterbenden im Insepsital in Bern gegeben. Ein weiterer Bericht ist einem 12-tägigen Besuch im Centre L'Envol in Frankreich, einem medizinischen Freizeiten-

trum für schwerkranke Kinder und Jugendliche, das 1988 von Paul Newman gestiftet wurde, gewidmet. Dieses Zentrum ermöglicht todkranken Kindern, unter höchst privilegierten Umständen einen Urlaub zu verbringen, bei dem sie Wünsche verwirklichen können, die ihnen möglicherweise in ihrer gewohnten Umgebung verwehrt bleiben. Ein Seelsorger plädiert für die bewusste Gestaltung des Abschiedes in Form von Ritualen, oder eine Pfarrerin eines Kinderspitals legt dar, wie sie sterbenden Kindern und betroffenen Geschwistern den Tod erklärt. Schliesslich werden verschiedene Aspekte der Suizidforschung und des heutigen Umgangs mit dem Suizid referiert, wobei vor allem die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz des Freitodes in Frage gestellt wird. *Jörg Weidmann* wirft einen Blick auf die Todesstatistiken, die Gefahr laufen, «zu einer sinnlosen Zahlenbeigerei, zu abstrakten und trockenen Zahlenreihen zu verkommen... Statistik gewinnt erst an Gehalt und Aussagekraft, wenn sie in einen historischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Zusammenhang gestellt wird» (S. 58). Er kommt zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass die Lebenserwartung in den modernen Industriegesellschaften gestiegen sei und dass mit der Verlängerung des Lebens ein Wandel der Todesursachen einhergehe.

Das zweite Kapitel «tot» befasst sich in zwei Beiträgen mit der Definition des Todes in der modernen Gesellschaft und hier besonders mit der des Hirntodes. Durch die sich mehrenden Organentnahmen bei Hirntoten ist die Definition des Hirntodes in den letzten zehn Jahren starker Kritik ausgesetzt, da die Todesfeststellung zu einer Angelegenheit von Spezialisten geworden sei. Ein Erfahrungsbericht schildert die «urbanen Todespraktiken» von Bestattern, die von Sachlichkeit und Routine geprägt seien und deren Hygieneverhalten, das die «symbolische Dimension» von Ersatzritualen trage, insbesondere um sich innerlich von dem emotional belastenden Umgang mit der Leiche distanzieren zu können. «Der Tod unter dem Mikroskop» problematisiert die pathologische Anatomie als eine «tolerierbare Grenzüberschreitung», die sich in verborgenen und ungeliebten Räumen der Gesellschaft abspiele und deren Akteure, die Obduzenten und Präparatoren, verfemt seien. Ein Bericht widmet sich den Erfahrungen eines Patienten mit einer Herztransplantation, ein weiterer der Problematik lebensverlängernder Medikamente. *Hubert Knoblauch* hinterfragt die Nahtoderfahrungen als mustergültige Standarderfahrungen – wie sie z. B. von Kübler-Ross und Moody postuliert werden – und zeigt die Historizität ihrer Bilder sowie ihre spätmoderne Individualität. Das zunehmende öffentliche Interesse an Berichten über Nahtoderfahrungen führe gemeinsam mit der Hospizbewegung und der Buddy-Bewegung «eine sehr entscheidende kulturelle Veränderung herbei: Sie reden über das Sterben und tragen damit zu einer fast reflexiven Kultivierung des Todes bei» (S. 113).

Auch im Kapitel «bestatten» wird meist aus kulturkritischer Perspektive von den verschiedenen Autoren immer wieder die «verlorene Sterbekompetenz» und die «Professionalisierung des Sterbebusiness» beklagt. Es werden neue Ansätze für ein individuelles «Ritualdesign» vorgestellt; so haben sich in der Schweiz immerhin 25 Ritualberater(-innen) zu einem «Netzwerk Ritual» zusammengeschlossen, die nach neuen Formen der Bestattung, des Trauerns und Abschiednehmens suchen.

Im Themenkomplex «trauern» skizziert *Verena Kast* noch einmal ihr Konzept eines typischen Trauerprozesses: die erste Phase des Nicht-wahrhaben-Wollens, die geprägt von Schockreaktionen in die Phase der aufbrechenden chaotischen Emotionen überleitet. Diese ist von ambivalenten Gefühlen auch dem Toten gegenüber bestimmt. In der dritten Phase des Suchens, in welcher die eigentliche Trauerarbeit stattfindet, stehen der Verstorbene und die Erinnerungsarbeit im Vordergrund. Abgeschlossen wird ein gelungener Trauerprozess mit der vierten Phase des neuen Selbst- und Weltbezuges. Tod und Trauer im Judentum, bei dem sich die einjährige rituelle Trauerzeit in drei Phasen vollzieht, ist ein weiteres Thema. Weiterhin wird eine ghanaische Trauerfeier in Zürich beschrieben, die ein Ghanaer für seine Mutter organisiert, die in Ghana gestorben ist. Ein Beitrag erläutert die Sprache von Traueranzeigen und stellt eine Informalisierung in Sprache und Gestaltung fest. Ähnliches wird bei der Vorstellung der virtuellen Gedenkstätten festgestellt. Das Trauern der Medien anlässlich des Todes prominenter Toter oder katastrophaler Ereignisse wird als «rücksichtslose Sensationsgier» kritisiert.

Im letzten Kapitel «leben» wird in verschiedenen Beiträgen über die *death education* in den USA informiert, über Erfahrungen im Umgang mit dem Thema Tod in der Schule berichtet oder das Thema Tod in den Medien aufgegriffen. Es werden europäische Museen und Sammlungen vorgestellt, in welchen ausschliesslich Sepulkralkultur präsentiert wird. Das Konzept der eigenen Ausstellung wird in einem gesonderten Beitrag diskutiert. Auch der Umgang der zeitgenössischen Kunst mit dem Tode wird angesprochen. Dann geht es um Grenzerfahrungen bei der Bergsteigerei und schliesslich wird auch über das Diktat des Zeitmanagements in der heutigen Gesellschaft nachgedacht.

Da das Stapferhaus sich als Kulturvermittler versteht, wendet sich das Buch an ein breites Publikum und demzufolge weniger an Wissenschaftler. Gleichwohl mag auch hier die Devise gelten: Weniger wäre mehr, denn die vielen vorwiegend aus eigenen Erfahrungen schöpfenden Beiträge hätten viel-

leicht etwas sorgsamer auf ihre Originalität und auf ihre fachliche Kompetenz hin befragt werden sollen. Obwohl er sich nicht als Leitfaden versteht, bietet der Band möglicherweise den Berufsgruppen, die sich mit Sterbe- und Trauerkultur befassen, einige Anregungen für den Umgang mit diesem höchst schwierigen Thema.

Barbara Happe

THOMAS HENGARTNER: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkswissenschaftlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin/Hamburg: Reimer 1999. 373 S. + 4 S. Anhang (Lebensformen, 11).

In seiner als handlicher Band erschienenen Berner Habilitationsschrift unternimmt Thomas Hengartner engagierte historische Reisen durch die Literatur zum Themenfeld Stadt/Urbanität. Der Forschungsüberblick erfolgt in systematischer, kritischer und nicht zuletzt programmatischer Absicht: Es geht darum, das Forschungsfeld «Stadt» in der volkswissenschaftlichen Fachtradition und in angrenzenden Disziplinen zu rekonstruieren und verbunden mit Gegenwartsvorschlägen zukunftssträftig zu stärken.

Hengartner geht von einem «Dilemma» in der gegenwärtigen volkswissenschaftlichen Urbanitätsforschung aus: Das Interesse an Fragen des Städtischen sei heute grösser denn je; die Forschung bleibe aber in einer Vielfalt von partikularen Ansätzen disparat und die einzelnen Richtungen bemühten sich wenig «um weitere Vernetzung und übergreifende theoretische Verortung des urbanen Kontexts als lebens- und alltagsweltliche Basis auf einem breiteren Fundament» (S. 21). Einen ganzheitlicheren Zugang zum Phänomen Stadt zu gewinnen ist denn auch primäres Ziel von Hengartners Präsentationen und Diskussionen. Defizite und Sackgassen in der Geschichte der Stadtforschung werden sichtbar gemacht und zu Unrecht vergessene Texte zur Wiederentdeckung empfohlen.

Der Rückblick in die Fachgeschichte zeigt, dass die Volkskunde – nach protodisziplinären Anfängen in der kameralistischen Statistik des 18. Jahrhunderts, bei der die Stadt ganz selbstverständlich zum Kanon gehörte – für lange Zeit einer feindseligen bzw. ignoranten Attitüde gegenüber Urbanem und insbesondere Grossstädtischem verpflichtet war. In den romantischen und mythologischen Fragestellungen des 19. Jahrhunderts war der Blick auf die Stadt verstellt, und bis in die Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts blieb Städtisches ein Randgebiet im volkswissenschaftlichen Interesse. Oft diente Urbanes geradezu als Feindbild: Das Volkstümliche hatte seinen Ort auf dem Dorf, in der Stadt wurde es aufgelöst und durch die Stadt wurde es bedroht. Als besonders krasses Beispiel führt Hengartner die Ansichten von Adolf Bach vor, einem Volkstümsideologen und erklärten Grossstadtfeind. Noch 1960 reduzierte er die Städte auf traditionslose und massenhafte, kaum differenzierte Menschenballungen. Aber auch etwa bei Richard Weiss ist eine tiefe Skepsis gegenüber dem Urbanem allgegenwärtig, und wie Hengartner bemerkt, hat gerade Weiss für die Nachkriegsvolkswunde einen Gegensatz zwischen Stadt und Land zementiert. Dieser begrenzte Städtisches als Gegenstand volkswissenschaftlichen Schaffens insbesondere auf Quartierforschung als Suche des Dorfs in der Stadt. Erst durch den vermehrten Einbezug von historischen Methoden und sozioökonomischen Fragestellungen (Münchener Schule) und der dezidierten Hinwendung zur «technischen Welt» der modernen Gegenwart (Bausinger) wurde die Stadt zu einer zunehmend selbstverständlichen, positiven Bezugsgrösse.

Bei aller Stadt-Skepsis, welche die Fachgeschichte dominierte, kann Hengartner dennoch Konjunkturen von unterschiedlichen Zugangsweisen aufzeigen – psychologische, funktionalistische oder strukturbetonte –, die städtische Teilaspekte hervorhoben. So spielten längere Zeit Stadt-Land-Beziehungen eine grosse Rolle, und die von Christaller bereits 1933 formulierte Theorie der zentralen Orte sollte Jahrzehnte später eine nachhaltige Wirkung in der volkswissenschaftlichen Diffusionsforschung entfalten.

Seiner Mission für einen umfassenden und breit abgestützten volkswissenschaftlichen Stadtbegriff folgend, dehnt Hengartner seine forschungshistorischen Rundgänge auf nicht genuin volkswissenschaftliche Literatur aus. Besonders wichtige Impulse misst der Autor zu Recht den Klassikern der Chicago School of Sociology zu und räumt den Ansätzen von Robert Park (Humanökologie/Natural Areas), William Burgess (Modell konzentrischer Kreise der Stadtentwicklung) und Louis Wirth (Urbanität als Lebensform) entsprechend breiten Raum ein. Aus der deutschen soziologischen Klassik darf Simmel nicht fehlen, und auch bei Tönnies, Weber und Sombart findet Hengartner Anregungen. Neben diesen soziologischen Avancen fallen in Hengartners Gewichtungens insbesondere Reminiszenzen an die französische *ethnologie urbaine* auf.

Zunehmend leistet Hengartner verschiedene Synthesen aus dem Eingeführten und schlägt programmatische Schwerpunkte für volkswissenschaftliches Forschen in der und zur Stadt vor. Unter dem paradigmatischen Titel «Die Stadt als Einheit der Vielfalt» plädiert der Autor für eine integrierte «Struktur- und Kultursicht». Die Untersuchungen der Vielfalt von Lebensformen und Lebensstilen in der Stadt,

vom Raumverhalten und vom Umgang der Menschen mit der «Materialität des Städtischen» sollen sinnliche, kognitive, beziehungsbedingte und situative, subjektive Faktoren ebenso miteinbeziehen wie soziokulturelle, historische, struktur- und funktionsdynamische Gegebenheiten und Prozesse (z. B. demographische oder ökonomische). Besondere Aufmerksamkeit soll symbolischen Sinngebungen und der Konstituierung von Handlungsspielräumen geschenkt werden.

Seinen holistischen Zugriff möchte Hengarter auf individuelles Wohnen ebenso angewendet wissen wie auf ganze Stadtviertel. Zur Erforschung subjektiver Wahrnehmungen/Nutzungen von städtischen Topographien empfiehlt der Autor das *mental mapping* (als Beispiele dafür sind vier individuell gezeichnete Stadtpläne von Bern im Anhang wiedergegeben). Schliesslich setzt sich Hengartner für eine kontextualisierende Untersuchung von urbanen Teilbereichen ein. Mikroanalysen dürfen nicht isoliert erfolgen, sondern müssen ihren Gegenstand im städtischen Zusammenhang würdigen. Urbane Brennpunkte wie Bahnhöfe etwa stellen Schnittstellen dar, an denen unterschiedliche Lebensäusserungen, -formen und -stile auftreten und aufeinandertreffen. Dasselbe gilt für andere spezifisch städtische Lokalitäten (Räume) wie Kneipen, Plätze oder Strassen.

Am Ende seiner Literatur-Sichtungen, Kritiken und Synthesen ist Hengartner dem Ziel einer kohärenten und umfassenden volkskundlichen Stadtforschungskonzeption einen grossen und hilfreichen Schritt näher gekommen. Der Weg dahin ist oft nicht ganz frei von Wiederholungen und Umleitungen, und die Gliederung der verschiedenen Exkurse zur Forschungsgeschichte überzeugt nicht immer. In seinen auf Integration und empirische Umsetzung hin orientierten Synthesen und Ausblicken zählen sich die zahlreichen Herleitungen aus den verschiedenen Forschungstraditionen allerdings voll aus. Sie erlauben eine Sensibilisierung für die Möglichkeiten und Verpflichtungen eines spezifisch volkskundlichen Zugangs auf Urbanes und schüren die volkskundliche Lust auf das Forschungsfeld Stadt. Es bleibt die berechtigte Hoffnung, dass Hengartners Impulse aufgenommen, umgesetzt und weiterentwickelt werden.

Rainer N. Egloff

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: «Die verkehrte Hautfarbe». Ethnizität deutscher Namibier als Alltagspraxis. Berlin/Hamburg: Reimer 1998, 477 S. (Lebensformen. Veröffentlichungen des Institutes für Volkskunde der Universität Hamburg, 10).

Brigitta Schmidt-Laubers beeindruckende und gewichtige Dissertation zur Ethnizität so genannter deutscher Namibier ist das fruchtbare Arbeitsergebnis eines Prozesses, der aus der Volkskunde und der Ethnologie in ihrer Unterschiedlichkeit sowie aus der epistemologisch-kritischen Distanz schöpft, welche die Autorin als Vertreterin beider Fächer zur jeweils anderen Disziplin hat. Entsprechend Gewinn bringend für die Fachdiskussion fallen hier zunächst die methodologisch und theoretisch einführenden Kapitel ins Auge, die Einblicke in eine sorgfältig arrangierte wissenschaftliche Küche gewähren und Erkenntnisinteresse, Zugänge und Vorgehen offen legen.

Der Arbeit liegt ein anspruchsvoller und den Rahmen der alleinigen Dissertation sprengender Feldforschungszugang mit mehreren und längeren Südafrikaaufenthalten zu Grunde. Er umfasst und kombiniert verschiedene Erkenntnisquellen wie u. a. ein beträchtliches Sample an narrativen Interviews und Expertengesprächen, qualitative Netzwerkanalysen, luzide Beobachtungen, Diskursanalysen von schriftlichen und mündlichen Zeugnissen in historischer und gegenwartsorientierter Perspektive.

Die thematische Abhandlung gliedert sich in vier grosse Abschnitte, untermalt von Exkursen zu emischem Kulturbegriff und Sprachpraxis deutscher Namibier. Zwei Kapitel umfassen – im Hinblick auf die zentrale Frage der Konstruktionsbedingungen von Ethnizität – pertinente «dichte Beschreibungen» der alltäglichen städtischen und ländlichen Lebenszusammenhänge deutscher Namibier. Vor diesem Hintergrund behandelt ein weiteres Kapitel Etappen und Institutionen der Sozialisation in ein Denken in Ethnizitätsbegriffen: Schule, Medien, Feste und Vereine tragen aktiv zur Konstruktion der Differenz bei. Ein letztes Kapitel schildert «Grenzfälle», den Zwischenraum sozusagen zwischen «Schwarz» und «Weiss», die Abweichungen, welche schliesslich der Bestätigung des Bestehenden dienen. Ein Ausblick am Schluss wirft die Frage nach den Wandlungschancen des Gesellschaftsmodells im südafrikanischen Apartheidstaat Namibia auf, wie es von der Wissenschaftlerin mitten in einem tief greifenden politischen Umbruchprozess ethnografisch erfasst wurde.

Die bestehende Originalität an Brigitta Schmidt-Laubers Vorgehensweise besteht in der epistemologischen Umkehr einer sowohl im wissenschaftlichen Begriffsapparat der Ethnologie als auch im Gemeinplatz geläufigen Praxis der Begriffszuschreibung: indem sie das zwar kritisch diskutierte, aber weithin in naiver Unangefochtenheit bestehende Theorem der Ethnizität anhand der Kultur- und Lebensweise einer «weissen» privilegierten und dominanten «Minderheit» beschreibt. Es handelt sich um

die «Deutschen», die in dem südwestafrikanischen Staat Namibia leben, und um ihre Praxis der Grenzziehung zur schwarzen Mehrheitsbevölkerung, der gegenüber sie einen Anteil von lediglich zwei Prozent ausmachen. Die Autorin geht dabei gründlich und scharfsinnig vor und entkleidet den Begriff seiner paradigmatisch einseitigen Funktion und Orientierung. Die Berücksichtigung der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen des Ethnizitätsverständnisses erscheint in ihrer kulturwissenschaftlichen Perspektive selbstverständlich.

Aus solcher Begriffsentschlüsselung herausdestilliert werden zentrale Fragen und Überlegungen zu den weitreichenden Implikationen von «Ethnizität» sowie den materiellen Interessen an ihr als einer aktiven Praxis der Fremd- und Selbstzuschreibung. Die Arbeit trägt darüber hinaus entscheidend zur Begriffsklärung einer problematischen, die Wissenschaftssprache häufig sorglos und unbefangen durchziehenden Denkkategorie bei. Nach wie vor kann *ethnos* seinen Bedeutungsinhalt als «gelehrter Euphemismus»¹ des einhellig verdächtigen und wissenschaftlich längst untragbar gewordenen Rassebegriffes nicht verleugnen. Aus der kritischen historisch-epistemologischen Perspektive wissen wir, dass Wissenschaft mit ihrer spezifischen Begriffsbildung von hoher Wirklichkeitswirksamkeit sein kann. Im Falle von *ethnos* etwa ist seine politische Funktionalität in prominenten Zusammenhängen von seiner ethnologischen Konzeptualisierung genährt und getragen worden. Für das Namibia benachbarte Südafrika hatte der Kapstadter Sozialanthropologe Peter Skalník solche Zusammenhänge im Hinblick auf die afrikaanse Volkskunde und ihrer Mitwirkung an der «Architektur der Apartheid» geschildert.²

Der einseitigen Belastung des Ethnizitätsbegriffes als Suffix des «Primitiven» entkommt die Ethnologin selbst, indem sie ihn strikt als aktive Zuschreibungs- und Abgrenzungspraxis begreift, die etwa «Schwarz» und «Weiss» eindeutig als soziale Kategorien beschreibbar macht. Nicht zuletzt die genaue und gänzlich unpenetrante Behutsamkeit im Umgang mit wissenschaftlichen Theoremen ist es, welche die vorliegende Arbeit zu einer bereichernden, spannend und nachvollziehbar zu lesenden Lektüre werden lassen.

Johanna Rolshoven

HANNELORE SACHS/ERNST BADSTÜBNER/HELGA NEUMANN: Christliche Ikonographie in Stichworten. 7., überarb. Aufl. München/Berlin: Koehler & Amelang 1998. 391 S., Abb.

Die erste Auflage dieses insgesamt ausgezeichneten Lexikons wurde 1973 in der damaligen DDR mit grossen Schwierigkeiten gedruckt, wohl nicht zuletzt als unerlässliches Hilfsmittel einer Gesellschaft, deren Kenntnisse bezüglich der christlichen Grundlagen rapide abnimmt. Die einzelnen Artikel orientieren ausführlich über die reichen Zusammenhänge. Vorzüglich in der Wiedergabe die vierzig Schwarzweiss-Fotos in der Mitte des Bandes und die einfacheren Illustrationen, oft Druckgrafiken entnommen; sie alle ergänzen den Text aufs Schönste und führen so in die Welt des abendländischen Glaubens ein. Ich vermisse Niklaus von Flüe, der heute gewiss nicht nur ein Lokalheiliger ist. Bei einzelnen Artikeln ist in dieser siebten Auflage die neueste Literatur eingearbeitet (so etwa zu S. 282f.: «Passion»), bei anderen freilich ist sie noch nicht oder bewusst nicht berücksichtigt (so S. 34f. «Anna»: Angelika Dörfler-Dierken, Die Verehrung der heiligen Anna in Spätmittelalter und früher Neuzeit, 1992; S. 348–350: «Totentanz»). Dem Bibliothekar des heiligen Gallus seien zwei Korrekturen zum Ortsheiligen gestattet: (S. 145) das Herausziehen eines Dornes aus der Pfote des Bären ist vor allem für Hieronymus, nicht aber beim irischen Eremiten bezeugt; Tuotilos Elfenbeintafel entstand nicht um 900, sondern bereits um 894/95.

Peter Ochsenbein

SCHWEIZERISCHES FREILICHTMUSEUM BALLEMBERG, Jahrbuch 1996. Thun: Ott Verlag 1996. 243 S., Abb.

Mit dem ersten «Jahrbuch» des Freilichtmuseums Ballenberg wird die in vier Bänden erschienene «Wissenschaftliche Buchreihe» abgelöst. Das Jahrbuch will, wie *Edwin Huwyler* im Vorwort ankündigt, «eine Plattform rund um den Themenbereich Hausforschung und ländliche Alltagskultur bieten», eine «Hauszeitschrift» eines weit gefassten Wissenschaftszweiges sein, zu dem eben «Bau- und Wohnkultur

¹ Pierre Bourdieu: L'identité et la représentation. In: Actes de la Recherche en Sciences Sociales 35, 1980, 63–72; hier 64.

² Peter Skalník: Union soviétique – Afrique du Sud : les «théories» de l'ethnos. In: Cahiers d'Etudes africaines 28/2, 1988, 157–176.

mit all ihren volkswissenschaftlichen und sozialhistorischen Zusammenhängen» gehört und an dem viele Disziplinen ihren Beitrag zu leisten aufgefordert sind.

Dieses Grundkonzept einer modernen Hausforschung, das hier proklamiert wird und bei dem das Leben im Haus in den Mittelpunkt des Interesses rückt und damit der Disziplin Volkskunde eine zentrale Rolle zukommt, ist sehr zu begrüßen. Ein solches weitgefasstes Erkenntnisinteresse galt nicht immer, was forschungsgeschichtlich zu bedauerlichen Defiziten geführt hat. *Edwin Huwyler* legt solches sodann in seinem ausführlichen Beitrag «Schweizerische Hausforschung. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte» gründlich dar. So war es in der Hausforschung, natürlich nicht nur der Schweiz, sondern überall in Europa, ein weiter Weg fort von der Stammestheorie und der Suche nach dem «Urhaus» hin zu ideologiefreien, entwicklungsgeschichtlichen und funktionalen Ansätzen, die nicht mehr zulassen, ständig die Verluste zu beklagen, sondern die in den Mittelpunkt des Forscherinteresses das Haus in seiner ständigen Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit an wirtschaftliche, familiäre und kulturelle Bedürfnisse thematisieren. Zu Recht beklagt Huwyler, dass jedoch nach wie vor im Tourismus – es sei hinzugefügt, gerade auch im Umfeld vieler Freilichtmuseen – landschafts- und «stammes»bezogene, festgefügte, unveränderliche Haustypen proklamiert werden. Die von der internationalen Hausforschung längst widerlegten, aber scheinbar nicht ausrottbaren Klischees, die z.T. auf allerorten vorhandenen, halbwissenschaftlichen und ungenauen, aber offensichtlich immer noch stark nachwirkenden «Grundlagenwerken» der Vergangenheit beruhen, werden auch in vielen Museen noch publikumsträchtig gepflegt. Gerade hier aber könnten sie eigentlich durch gezielte, breit wirkende Aufklärungsarbeit angegangen werden.

Das «Alpenchalet-Image» beseitigen zu helfen ist die neue Buchreihe aber nun offensichtlich ange treten. Durch interdisziplinäre und internationale Zusammenarbeit und «Vermittlung der Erkenntnisse der Hausforschung an ein breites Publikum» (z.B. Tourismusbüros, populäre Publikationen des Freilichtmuseums) soll vorangeschritten werden. Und dies geht ganz einfach: Es «müssen die Bewohnerinnen und Bewohner des untersuchten Baubestands als Gestalter ihrer Behausung, sowohl in Vergangenheit, wie auch in der Gegenwart, besser wahr- und ernstgenommen werden» und dies unter Fragestellungen der «Alltagskultur» und der «Geschichte von unten». Dem ist nichts hinzuzufügen. In diesem Zusammenhang wird aber auch deutlich, was etwa gerade die Freilichtmuseumskonzeptionen vor den 1980er Jahren mit ihrer Haustypenfixiertheit und ihren gefügeschichtlichen Ausrichtungen in grosser Mehrzahl versäumt haben: objektbezogene Bewohnergeschichten anzulegen, biografische Befragungen durchzuführen unter den oben erwähnten Fragestellungen. Vieles davon ist unwiederbringlich, weil nicht nachholbar.

Am spätmittelalterlichen Schwyzer Haus im Freilichtmuseum Ballenberg, dem ehemaligen Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach, das 1995 abgebaut wurde, stellen *Georges Descoedres*, *Franz Wadsack* und *Peter Eggenberg* eindrucksvoll dar, wie eine solche Hausforschung praktiziert werden kann: Mit (etwas verbesserungsbedürftigen) Bauaufmassen, Konstruktionsuntersuchungen, ausführlichen dendrochronologischen Daten, archäologischen Sondagen, Raumentwicklungsanalysen, auch in Bezug auf Entwicklung der Wohnkultur und des sozialen Status der Bewohner, und mit archivalischer Forschung. Hier wird in der Tat auf interdisziplinärem Wege ein hohes Niveau der Forschungsergebnisse erreicht.

Neben der wissenschaftlichen Analyse vermisst man aber nun die Beschreibung der Versetzungstechnik und insbesondere die der Umsetzung der Forschungsergebnisse in die Wiederaufbaukonzeption, die ja in jedem Fall aus dem vielschichtigen historischen Gebäude erst ein – wie auch immer gear tetes – Museumshaus werden lässt; und dies kann eben so oder so geschehen. Der gute Wille der Forscher muss hier nämlich noch ergänzt werden durch den guten Willen der (Wiederaufbau-)Planer und vor allem den der Bautechniker.

Auf welche Quellen man sich auf dem Ballenberg künftig auch stärker besinnen will, zeigt der Beitrag von *Ricabeth Steiger*: «Das Schweizer Bauernhaus. Häuser der Hirten, Ackerbauern, Hack- und Weinbauern» über die Restaurierung und (vorbildliche) Inventarisierung einer Fotosammlung vor dem Jahr 1940, erhalten geblieben aus einer Ausstellung des Gewerbemuseums Basel, und nun in den Beständen des Ballenberger Museumsarchivs. Neben Bauernhäusern und -häusergruppen sind auch landwirtschaftliche Szenen, Landschaften, Dorfsiedlungszustände, Innenaufnahmen und Detailansichten dokumentiert. In wirklich hervorragender Weise hat Ricabeth Steiger die einzelnen Fotos über Bildinhalte oder Fotografenstempel zeitlich datiert bzw. eingegrenzt. Abgebildet werden zwanzig Beispiele aus dieser Sammlung. Derartige Sammlungen sind gerade für Freilichtmuseen eine unentbehrliche Fundgrube, jedenfalls was Hauszustände, Siedlungen und technische Details oder Kleidung betrifft (weniger in puncto Arbeitssituationen, die von damaligen Fotografen stark inszeniert wurden); sie liefern vielfach unbestechliche optische Erkenntnisse.

Alles in allem gewinnt man aus dem Jahrbuch den Eindruck, dass das Freilichtmuseum Ballenberg, was die wissenschaftliche Erforschung der Gebäude und ihrer Bewohner in einem ganzheitlichen Sinne betrifft, einen sehr guten Weg einzuschlagen begonnen hat.

Thomas Naumann

NIGEL BARLEY: *Der Tanz um das Grab*. Stuttgart: Klett-Cotta 1998. 304 S.

Der Ethnologe Nigel Barley, Kustos am British Museum, hat in seinem Buch «tausendundeine Geschichten über den Tod gesammelt» (Verlagstext), um die Universalität des Todes, seine Komplexität und die Bedeutungsfülle der unzähligen Vorstellungen, Mythen und Ritualsysteme, die in der Geschichte der Menschheit angesichts des Todes entstanden sind, darzustellen. Dem sehr anspruchsvollen und fast unbescheidenen Vorhaben, «eine kulturelle Stellungnahme zu Leben und Tod» vorzunehmen, kann der Autor mit seinem locker erzählten Buchbeitrag nicht gerecht werden.

Barley hat als Ethnologe viel von der Welt und den unterschiedlichsten Kulturen und Völkern gesehen. So schöpft er aus dem breiten Fundus seiner persönlichen Erfahrungen und erzählt über den Umgang unterschiedlichster Völker mit dem Tod, ihre Bestattungsriten und Jenseitsvorstellungen und streut immer wieder Anekdoten aus der postmodernen Welt des Todes ein. In bewusst salopper Sprache mokiert er sich einerseits über die Konventionen und die Steifheit westeuropäischer Bestattungsrituale und freut sich gleichzeitig über Exzesse und die bekannte Trinkfreudigkeit bei Begräbnissen, welche die angedachte Formalität durchbrechen.

So salopp sein Erzählstil, so unbekümmert sind auch seine Deutungen z.B. christlicher Bestattungsrituale wie etwa der letzten Ölung, die er nur als ein Mittel zur Erzielung frommer Bussfertigkeit interpretiert (S. 36). Seine Kritik an den westeuropäischen Standards sepulkraler Kultur richtet sich vorwiegend gegen Kommerzialisierungstendenzen und die Kälte des formalen Gebarens. Die Darbietung seiner Materialfülle ist von einem rasanten Wechsel zwischen den unterschiedlichsten Kulturen, Themenkomplexen und historischen Epochen gekennzeichnet. So springt er etwa bei den Vorstellungen vom «schlechten Tod» von einem Konzil in Budapest 1279 kurzerhand zu den Bildern und Ängsten der Maori vom «schlechten Tod», um dann über die vielfältige Bewertung des Todes im Kindbett in verschiedenen Kulturen und Epochen zu sinnieren (S. 245ff.). An anderer Stelle zeigt sich Barley deprimiert über die banale Erkenntnis, dass die Jenseitsvorstellungen der Völker stark von diesseitigen Wünschen und Sehnsüchten geprägt sind und sich mit diesen verändern. Während man in China den Toten einst papierene Dienstmoten mit ins Grab gab, opfert man heute «papierene Dampfbügeleisen, Staubsauger, Kreditkarten, CD-Spieler, Computer, Ventilatoren und Motorräder – all das banale Zubehör einer irdischen Existenz. Das ist ein Jenseits, das einem deprimierend vertraut vorkommt, ein stinkmaterialistisches Jenseits, in dem es immer noch eine grössere Katastrophe ist, wenn die Waschmaschine kaputt geht, und das keinerlei Aussicht auf ein Entrinnen auf eine Stufe grösserer Spiritualität bietet» (S. 104).

Sein unsystematisch-assoziativer Zugang zum breiten Thema Tod und Sterben gleicht einem Potpourri der Sepulkralkultur, das antike Jenseitsvorstellungen, die heutige Entsorgungsproblematik abgetriebener Föten oder die Definition des Todes in verschiedenen Kulturen und Epochen gleichermaßen streift und miteinander vergleicht. Als weiteres Ärgernis dieses Buches erweist sich der unbefangene bzw. nachlässige Umgang des Autors mit den Quellen. Barley gibt nur selten an, ob sich die zahlreichen Erzählbeispiele und Anekdoten aus seinen persönlichen Erfahrungen von Forschungsreisen speisen oder ob er Befunde aus der ethnologischen Literatur wiedergibt und diese aber nicht mit Zitat- oder Quellennachweisen versieht, so dass für den Leser letztlich nicht ersichtlich wird, ob historische oder zeitgenössische Vorgänge dargestellt sind. Da das Buch weder thematisch, noch historisch oder ethnographisch gegliedert ist, kann es leider auch kaum als nützliche Quellensammlung genutzt werden. Schliesslich ist auch der Bildteil recht kärglich ausgefallen, zumal im Text nicht auf ihn Bezug genommen wird.

Schliesslich bietet der fast exzentrische und nahezu durchgängig ironische Erzählstil leider wenig Originelles und strapaziert daher die Geduld des Lesers noch zusätzlich.

Barbara Happe

LUISA RUBINI: *Fiabe e mercanti in Sicilia*. La raccolta di Laura Gonzenbach. La comunità di lingua tedesca a Messina nell'Ottocento. Firenze: Olschki 1998. 401 S. (Biblioteca di «Lares», 53).

Die vorliegende, unter der Leitung von Prof. Rudolf Schenda entstandene Doktorarbeit befasst sich mit den *Sicilianischen Märchen* von Laura Gonzenbach (1842–1878), die 1870 in Leipzig erschienen.

Diese 94 Volkserzählungen waren die erste grosse kommentierte Sammlung nicht nur in Sizilien, sondern in der italienischen Halbinsel überhaupt.

Über Laura Gonzenbach war bislang sehr wenig bekannt. Luisa Rubini hat es nun in ihrer hervorragenden, reich dokumentierten Arbeit unternommen, diese Lücke zu schliessen. Sie geht die Sammlerin der *Sicilianischen Märchen* von ihrem Umfeld her an. Der erste Teil der Publikation zeichnet denn auch ein umfassendes Bild der deutschsprachigen Kolonie Messinas im 19. Jahrhundert. Als Quellen dienen Reiseliteratur, historische und wirtschaftliche Studien und zahlreiche Materialien aus Archiven in Sizilien, Deutschland und der Schweiz. Man erfährt sehr viel Interessantes über die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe, denen die Ausländerkolonie in Messina ihre Blüte verdankte. Ein Kapitel widmet sich der deutschen evangelischen Gemeinschaft, die im kulturellen Leben der Deutschsprachigen in Messina eine zentrale Rolle spielte und auch Laura Gonzenbach prägte.

Die aus St. Gallen gebürtige Familie Gonzenbach war im Textilgewerbe tätig und gewann in Messina vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirtschaftlichen und kulturellen Einfluss. 1840 wurde Lauras Vater, Peter Viktor Gonzenbach (1808–1885), Vizekonsul der Schweiz. Das Sozialprestige des Vaters, seine offene Mentalität und seine liberal-demokratische Gesinnung förderten die Schulbildung Lauras und ihrer älteren Schwester Magdalena (1831–1906). Beide Frauen hatten ein hohes kulturelles Niveau. Laura heiratete 1869 den über fünfzigjährigen Oberst François Laurent La Racine (1818–1906), mit dem sie ein Jahr nach der Veröffentlichung der *Sicilianischen Märchen* nach Novara und später nach Neapel zog. Magdalena hingegen blieb ledig und gründete 1874 in Messina das «Istituto Gonzenbach»: die einzige Schule der Stadt, die Mädchen aus begüterten Schichten eine höhere Bildungsmöglichkeit bot und für den ganzen italienischen Süden Modellcharakter hatte. Sie war zudem Mitarbeiterin der Zeitschrift *Donna*, die sich ausschliesslich an Frauen wandte. Mit ihrer jüngeren Schwester Laura bestanden auch nach deren Heirat enge Kontakte.

Der zweite Teil der Publikation untersucht die Entstehung und Editions-geschichte der *Sicilianischen Märchen*, deren Struktur, Inhalt und Stil sowie die Rezeption der Sammlung in Deutschland und Italien.

Die Idee, sizilianische Märchen zu sammeln, geht auf den Theologen und Historiker Otto Hartwig zurück, der von 1860–1865 als Pastor der deutschen evangelischen Gemeinde in Messina lebte. Er wandte sich an die damals noch unverheiratete Laura Gonzenbach, die über Märchenstudien auf dem laufenden war, selber ausgezeichnet Märchen erzählte und zudem den Dialekt von Messina beherrschte. Innerhalb eines Jahres (1868) sammelte Laura 94 Märchen aus Messina und Umgebung, Catania und einem Ort auf den südöstlichen Ausläufern des Ätna, wo sie den Sommer in einem Landhaus verbrachte. Ihre Gewährspersonen waren vor allem Hausangestellte und Bäuerinnen. (Der hohe Anteil weiblicher Erzählerinnen ist auch typisch für die 1875 erschienene Sammlung von Giuseppe Pitrè: *Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani*.) Bei der Niederschrift der gesammelten Texte zog Laura Gonzenbach bewusst den Buchmärchen-Stil vor.

Als Kommentator konnte Hartwig den berühmten Erzählforscher Reinhold Köhler gewinnen. Er versah die *Sicilianischen Märchen* mit ausführlichen, gelehrten Anmerkungen, die ein unerlässliches Instrument für die vergleichende Erzählforschung darstellen.

Inhaltlich und stilistisch vereinen die *Sicilianischen Märchen* sehr unterschiedliche Texte, deren Helden in allen sozialen Schichten zu finden sind. Besonderes Gewicht hat das legendenhafte Element, das auch in die Zaubermärchen, Novellen und sogar in die Schwänke eindringt. Breit ist das Spektrum der vorkommenden Tiere (rund 50), unter denen die Haustiere am stärksten vertreten sind. Die gelungensten Märchen sind jene, in denen Frauenfiguren über ihre männlichen Widersacher triumphieren. Ein guter Teil der Erzähltypen ist schon aus Straparola oder Basile bekannt. Einige Texte sind aber vollkommen neu (z.B. die Nummern 46, 78), d.h. sie wurden vor Laura Gonzenbach nie aufgezeichnet und sind auch heute noch wenig dokumentiert und dementsprechend kaum erforscht. Den breitesten Raum nehmen in der Sammlung die Zaubermärchen ein (56,3%; zum Vergleich: in den KHM 28,4%, in der Sammlung Pitrè 25,5%), gefolgt von Novellen und Schwänken. Das bedeutet aber nicht, dass in Sizilien Zaubermärchen überwogen, sondern dass sie in der Sammlung Gonzenbach eine privilegierte Stellung hatten.

Wie wurden die *Sicilianischen Märchen* aufgenommen? In Deutschland erschien keine einzige Rezension, die der Bedeutung der Sammlung wirklich Rechnung getragen hätte. In Italien war das Echo lebhafter, wenn sich auch teilweise kritische Stimmen meldeten: eine «Deutsche» und noch dazu eine Frau war der italienischen Forschung zuvorgekommen! Eine vertiefte Diskussion entwickelte sich nur auf wissenschaftlicher Ebene, vor allem in der Sammlung von Pitrè, der sich immer wieder auf die *Sicilianischen Märchen* und deren Anmerkungen bezog. Allerdings schimmern im Vorwort zu den *Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani* auch Bitterkeit, Tadel und Ironie durch, wenn von der Sammlung Gonzenbach die Rede ist.

Erst 1956 wurden für Calvinos *Fiabe italiane* drei Texte aus den *Sicilianischen Märchen* ins Italienische übersetzt. 1964 erschienen, in der Übersetzung von Renata La Racine, einer Nichte Laura Gonzenbachs, 38 von 92 Märchen und zwei Texte in sizilianischem Dialekt.

Luisa Rubini hat mit ihrem breit angelegten, spannend zu lesenden Werk einen entscheidenden Beitrag zur italienischen Erzählforschung geleistet. Sie hat Laura Gonzenbach, die bisher immer im Schatten von Hartwig und Köhler stand, in ein ihr gebührendes Licht gerückt und darüber hinaus eine höchst aufschlussreiche Geschichte der intensiven Beziehungen zwischen deutschen und italienischen Erzählforschern (Reinhold Köhler, Giuseppe Pitrè, D'Ancona, Teza, Imbriani) geschrieben. *Fiabe e mercanti in Sicilia* ist aber auch eine ausgezeichnete Studie über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte und über die deutschen (und nicht nur deutschen) Kolonien im Sizilien des 19. Jahrhunderts.

Den in jeder Hinsicht gelungenen Band schliessen die Stammbäume der Familie Gonzenbach, die Katalogisierung der *Sicilianischen Märchen* nach Aarne-Thompson sowie die über 500 Titel umfassende Bibliographie und ein ausführlicher Sachindex ab.

Pia Todorovic-Strähl

ROLF W. BREDNICH/WALTER HARTINGER (HG.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses Passau 1993. 2 Teilbände. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde 1994. X, 779 S., 27 Abb. (Passauer Studien zur Volkskunde, 8+9).

PAUL HUGGER/ULRICH STADLER (HG.): Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart. Zürich: Unionsverlag 1995. 359 S., 29 Abb.

Gewalt – so herrscht in allen wissenschaftlichen Diskursen Konsens – bildet eine Konstituente menschlichen Verhaltens. Aggression und Kalkül sind die Triebkräfte, Liebe und Vernunft die Weisen ihrer Überwindung. Gewalt äussert sich verschieden; ihre Vielfalt bündelte der renommierte Konflikt- und Friedensforscher Johann Galtung nach personalen, strukturellen und kulturellen Dimensionen. Dieser kulturellen Dimension von Gewalt, die die personale und die strukturelle Gewalt durchdringt, gilt die Aufmerksamkeit der Kultur- und Sozialwissenschaften, und die in den letzten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verstärkt sensibel wahrgenommene Präsenz von Gewalt im nahen und im fernen Raum hat auch die Volkskunde gefordert. Seit Anfang der 1990er Jahre führte dies zu intensiven Auseinandersetzungen im Fach; Zeichen hiervon geben der 29. Deutsche Volkskundekongress in Passau von 1993 und eine fast zeitgleich zum WS 1993/94 in Zürich durchgeführte und ein Jahr später in Bern wiederholte Ringvorlesung. Um Gewalt *in der* und *durch die* Kultur geht es, und zu beiden Veranstaltungen liegen Druckfassungen vor: der von Rolf Wilhelm Brednich und Walter Hartinger herausgegebene Doppelband «Gewalt in der Kultur», Passau 1994, und der von Paul Hugger und Ulrich Stadler herausgegebene Band «Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart», Zürich 1995.

Anknüpfend an die Tatsache, dass gewaltsames Handeln – wie im übrigen auch friedliches Handeln – ein erlerntes, somit kulturelles ist, ging es auf dem Passauer Volkskundekongress um Fragen nach den Erscheinungsformen und Bedingungsbeziehungen von Gewalt. Im kulturanalytischen Interesse indes sollte sich das Anliegen nicht erschöpfen; vielmehr wurde, so die Herausgeber der Passauer Kongressbände, durch das gesetzte Thema erhofft, in die Öffentlichkeit hineinzuwirken und angesichts zunehmender Gewaltakzeptanz in unserer Gesellschaft gegenüber Fremden «[...] einen – wenn auch bescheidenen – Beitrag zu einer Umkehrung der verhängnisvollen Tendenzen [...]» (Vorwort, S. IX) zu leisten. Betroffenheit und Bestürzung leiten dieses persönliche Fernziel; es zieht sich wie ein roter Faden durch die Beiträge der Referenten.

In seinem Beitrag «Zur Erforschung der heutigen Gewalt in Deutschland» (S. 1–26) skizziert Albrecht Lehmann in Korrelation zur jüngsten Zeit- und zur Fachgeschichte Begrifflichkeit, Perspektivik und Aufgaben volkskundlicher Gewaltforschung: Die kulturelle Bedeutung von Gewalt (Legitimationsmuster, Funktionen, Folgen usw.) ist zu analysieren, und zwar sowohl im Traditionskontext der historischen Volkskultur als auch gegenwartsbezogen hinblicklich sozialwissenschaftlicher Fragen. Im Ergebnis solcher Kulturanalysen soll die Volkskunde als aufklärerische und mentalitätsgeschichtliche Disziplin «[...] der Gesellschaft Beschreibungen und Erklärungen über den jeweiligen Zustand des historisch gewachsenen Bewusstseins der Bevölkerung...» (S. 22) geben. In diesem vorgezeichneten Rahmen Lehmanns bewegen sich die Beitragsthemen der Folgeredner des Kongresses. Reflektiert sodann Carola Lipp Gewaltakte unter konflikttheoretischem Ansatz («Protest und Gewalt. Fremdenfeindliche Gewalttaten und Aktionen gegen Ausländerhass im Lichte der Protestforschung», S. 27–60), fokussieren Alf Lüdtke am Beispiel der Ohrfeige («Gewalt als Sprache?», S. 61–75) und Ueli Gyr am

Beispiel Habitus und Attitüde («Stille Gewalt. Zur Bedeutung nonverbal ausgeübter Macht im Alltag», S. 77–96) sowie *Elisabeth Katschnig-Fasch* am Beispiel der Idolatrie («Zur Genese der Gewalt der Helden. Gedanken zur Wirksamkeit der symbolischen Geschlechterkonstruktion», S. 97–117) den Symbolcharakter von Gewalt. Die drei Autoren gelangen übereinstimmend zu der Erkenntnis, dass im europäischen Zivilisationsprozess die symbolische Gewalt die personale überlagert hat, in ihren Wirkungen jedoch (Demütigung, Ausgrenzung, Depotenzenierung usw.) gleich intensiv blieben. Sieht daher Lüdtke am Ende seiner – übrigens ziemlich abrupt endenden – Ausführung Dan Diners Zivilisationsbruchtheorie bestätigt und plädiert Gyr in sechs Thesen für eine verstärkte Hinwendung der Volkskunde zu mikroanalytischen Analysen von Alltagsattitüden, so fordert Katschnig-Fasch radikal zu einer Rezeptionsverweigerung patrilinearer Heldenmuster auf.

Die interdisziplinäre Podiumsdiskussion unter der Leitung Konrad Köstlins galt dem Thema «Gewalt und Ausländerfeindlichkeit» und wurde mit Vertretern aus Anthropologie (Bertalan Andrasfalvy, Pecs), Strafrecht (Werner Beulke, Passau) und Pastoraltheologie (Friedrich Schorlemmer, Wittenberg) geführt. Ihre Ergebnisse fasst *Manfred Seifert* (S. 119–125) in vier Problemkreisen zusammen: Gewalt und Identität, Gewalt und Medien, Gewalt und Gender, Probleme des Passauer Kongresses. Demnach wurde nicht gering an den theoretischen Grundlagen der Volkskunde gerüttelt, insbesondere am Konzept der Identität und an dem der anthropologischen Konstante, welche beide einhellig als zu sehr ethnozentrisch konditioniert und rückwärtsgewandt gewertet wurden und durch die auf eine Verstrickung volkskundlicher Forschung mit den gegenwärtig ablaufenden Prozessen allgemeiner Gewaltlegitimierung erkannt wurde.

Wie sehr Kultur Gewalt inhärent ist, exemplifizieren *Walter Hartinger* («Von Rauf und Ehrenhändel, Blutrunst und Dämonenfurcht. Gewalt in der alten Volkskultur», S. 127–152) und *Alan Dundes* («Traditional Male Combat: From Game to War», S. 153–177). *Siegfried Becker* leitet dann wieder zu grundsätzlichen Reflexionen über «Gewalt, Kultur und Ethnos. Anmerkungen zu einer Ethnographie der Aggression» (S. 179–201), während *Utz Jeggle* entlang der «Bedeutungsgeschichte der Kriegsbeute» (S. 203–222) Erklärungsmuster zu Gewaltentstehung und Gewaltverbreitung aufzeigt und *Christoph Daxelmüller* eindrücklich Kultur als Antwort auf Gewalt («Kultur gegen Gewalt. Das Beispiel Konzentrationslager», S. 223–269) schildert. Im Schlussvortrag «Wie die Lemminge. Kulturwissenschaft, Ökologie-Problematik, Todestriebdebatte» (S. 271–295) bilanziert *Martin Scharfe* den Kongress nicht nur: er fügt den bis dahin vernommenen Aspekten einen neuen hinzu: Kultur als Gewalt. Er gibt zu bedenken, dass im Kulturprozess es nicht nur um das Verhältnis Kultur und Mensch, sondern auch und insbesondere um das Verhältnis zur Natur geht. Dabei gesteht er gerade der Volkskunde die Kompetenz zu, die destruktiven Dimensionen des Kulturfortschritts in ihrer Dialektik aufzuarbeiten und dem gesellschaftlichen Diskurs zuzuführen.

In den neun Sektionen ging es um spezifiziertere Aspekte: um «Gewalt gegen Ausländer» (*Helmut Eberhart, Johann Verhovsek, Andreas Kuntz*), «Angst und Violenz in der Kultur» (*Thomas Hauschild, Jozsef Kotics, Wolfgang Steusloff*), «Gewalt im Sport» (*Gudrun Schwibbe, Thomas Gehrman, Karl Braun*), «Gewalt in den Medien» (*Ute Bechdorf, Carsten Lenk, Joachim Kaps, Kaspar Maase*), «Sexistische Formen von Gewalt» (*Cécile Huber, Hermann Heidrich, Johanna Rolshoven, Claudia Schöningh-Kalender*), «Gewalt gegen und zwischen Ethnien» (*Katharina Eisch, Olaf und Petra Bockhorn, Bettina del Bianco, Gisela Welz*), «Gewalt in Subkulturen und Jugendgruppen» (*Bettina Roccor, Thomas Balistier, Ronald Lutz*) und um «Militär/Krieg» (*Birgit Schlegel, Burkhard Fuhs, Wolfgang Sofsky, Klara Löffler*). Die Referenten der letzten Sektion stellen zwei aktuelle Projekte vor: das unter der Leitung von *Helge Gerndt* stehende Münchner Institutsprojekt zum Münchner Weltwirtschaftsgipfel von 1992 (S. 745–760) und das von *Ursula Schwarz* erläuterte, in Regie von Werner Beulke am Passauer Institut für Strafrecht, Prozessrecht und Kriminologie in Zusammenarbeit mit der Passauer und Augsburger Staatsanwaltschaft durchgeführte Modellprojekt «Gewalt im sozialen Nahraum» (S. 761–769). Dieses inzwischen abgeschlossene Modellprojekt, in dem durch vernetzte Zusammenarbeit von juristischen Behörden, Sozialämtern und sozialtherapeutischen Beratungsstellen gewalttätig gewordenen Personen zu Einsicht in ein gewaltfreieres persönliches Handeln verholfen wird, hat sich bewährt und wird in modifizierter Form in Bayern bis heute weitergeführt.

Der Passauer Kongress-Doppelband schliesst mit einem sehr differenzierten Register, das punktuellen Rezipieren ermöglicht. Dennoch: Jeder der 42 Beiträge verdient wahrgenommen zu werden. Sie alle zusammen dokumentieren Stand und Kompetenz volkskundlicher Gewaltforschung, unterstreichen auf je eigene Weise die Ambivalenz – besser: Janusköpfigkeit – kultureller Gewalt, worauf schon das Titelbild – ein zeitgenössischer Linolschnitt in Schwarz-Weiss von Paul Lankes – verweist: Ein heroisch kniender Mann (Gott) hilft mit der rechten Hand einem Geschlagenen auf und schlägt mit seiner linken den Gewalttätigen.

Ambivalenz kennzeichnet auch den Diskurs der Zürcher Ringvorlesung «Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart» mit sechzehn Beiträgen von zwölf Autoren aus den Fachrichtungen Volkskunde, Germanistik, Medienwissenschaft, Filmwissenschaft, Politik, Linguistik, Architektur, Soziologie, Psychologie, Theologie und Sozialtherapie. Die interdisziplinäre Breite korreliert mit der Vielfalt gewaltsamer Phänomene. Sinnfällig bereiten die Herausgeber des fast 360 Seiten umfassenden Vorlesungsbandes den Leser auf die Thematik vor: Das Cover in Farbe zeigt aus dem Mariazeller Wunderaltar von 1512 eine Teufelsaustreibung bei einer Frau, wodurch die geschichtliche Perspektive angedeutet wird; der Textlektüre sodann geht ein aus dem Bilderarchiv der «Weltwoche» zusammengestellter Zyklus von 7 Schwarzweiss-Fotografien der Jahre 1961 und 1962 mit Motiven zu Gewaltformen in der Gegenwart voraus (Aufzug der Behörden zur Landsgemeinde, Demontage des holländischen Friedensengels in Djakarta, Boxszene, Schwingerszene, Panzer mit Weihnachtsschmuck, tödlicher Autounfall, Max Dättwyler in Genf). Das Wechselspiel von Farbigem und Schwarzweissem ist Programm; es veranschaulicht die Verschränkung von Vergangendem in der Gegenwart und von Gegenwärtigem in der Vergangenheit. Anliegen der Initiatoren und Herausgeber, Paul Hugger und Ulrich Stadler, ist, auf der Grundlage sachlicher Analyse der Erscheinungsformen und Ursachen von Gewalt Prospektiven angemessenen Wirkens gegen Gewalt heute zu entwerfen.

Gleich dreimal äussert sich *Paul Hugger* zur Thematik. In seinem ersten Beitrag skizziert er «Elemente einer Kulturanthropologie der Gewalt» (S. 17–27). Anknüpfend an die Feststellungen, dass jede Gesellschaft und jede Zeit ihre traditionsspezifischen Gewaltformen hätte und Gewalt als Ordnungsinstrument und als Transgression zwei Ebenen besässe, fasst er in vierzehn Thesen kulturanthropologische Positionen zusammen: Gewalt sei relativ, sei in komplexen Gesellschaften notwendig institutionalisiert, obliege einer Innen- und einer Aussensicht, stelle sich im Beziehungsdreieck Täter-Opfer-Zeuge unterschiedlich dar, sei als *potestas* notwendig, verhielte sich als legitime und illegitime Gewalt symbiotisch, sei in ihrer Transgressivität (*violentia*) angeboren, aber in ihrer Ausübung kulturell kodiert, würde ambivalent wahrgenommen, sei traditionell, erfolge ritualisiert, trete in Gesellschaften mal mehr und mal weniger zutage, sei im Konzept der gewaltfreien Gesellschaft Utopie und – schliesslich – unterliege dem Rechtfertigungsmythos, Unrecht als Unrecht der Opfer auszuweisen. Diese Positionen sind weder neu noch strittig; ihre Zusammenstellung dient schlicht der Horizontabstimmung. Im Folgebeitrag «Traditionelle Sphären der Gewalt» (S. 28–61) diskutiert Hugger die kulturspezifischen Kategorien der Gewalt in Geschichte und Gegenwart entlang der Bereiche Raum (Dorf – Strasse), Zeit (Nacht/Winter – Nacht/Wochenende), Alter (Jugend – Peergroups), Gender (männlich – männlich), Sozialschicht (Bauern/Handwerker – alle), Sozialverband (Familie/Schule – Familie/Schule) und Anlass (Feste – Feste); im Ergebnis konstatiert er eine gewisse Kontinuität bezüglich des Weiterwirkens historischer Gewaltstrukturen in der Gegenwart. In seinem dritten Beitrag «Zur populären Ikonografie der Gewalt» (S. 232–260) untersucht Hugger populäre Bildproduktionen und plädiert bei der Analyse für eine Systematik nach den Trägermedien. Ob daher bei Totentanzdarstellung oder Votivtafel, Kriegerdenkmal oder Graffiti, Plakat oder Volkskalender, Flugblatt oder Einblattedruck: Sie alle formalisieren Gewaltbedürfnisse und Gewalterlebnisse und haben – so seine wenig überraschende Erkenntnis – entweder Gewaltaufruf oder Gewaltverabscheuung zur Botschaft.

Ebenfalls mit drei Beiträgen bringt sich der Mitherausgeber des Zürcher Bandes, der Germanist *Ulrich Stadler*, ein: Im einzelnen verhandelt er die «Ästhetik des Erhabenen. Gewaltdarstellungen in der Literatur» (S. 62–79), «Aussen- und Innenansichten der Gewalt: Franz Kafkas Erzählung «In der Strafkolonie»» (S. 80–99) und «Über die Gewalt im Kriminalroman» (S. 212–231). Stadler verachtet literarische Gewaltdarstellungen nicht, denn er sieht in der distanzierten – und das heisst für ihn in erster Linie: literarisch-hermeneutischen – Rezeption auch eine Methode, Auseinandersetzungen mit Gewaltphänomenen zu rationalisieren und bei Einschätzungen von Gewalt im schwierigen Spannungsfeld zwischen Recht und Unrecht für ein differenziertes – d.h. nach den Bedingungsbeziehungen je und je Fall fragendes – Urteilen zu sensibilisieren. Gewalt habe Verweis-Charakter, und diese Grundüberzeugung lässt – wenngleich nicht ohne Bedenken – verstehen, weshalb Stadler dem Vorwurf der Verharmlosung von Gewalt (z.B. in Kriminalromanen) und dem Konzept von Gewalt als einer anthropologischen Konstante nichts abgewinnen kann. Die ganz entscheidende Prämisse für diese Sichtweise vergisst Stadler zu erwähnen: die Selbstverständlichkeit intellektueller Kompetenz bei jedermann.

Dem Objektfeld der Medien gilt die Aufmerksamkeit *Harald Burgers*, *Christine Brinckmanns* und *Heinz Bonfadellis*. Unter kommunikationstheoretischem Ansatz erörtert der renommierte Zürcher Sprachwissenschaftler Burger die «Verbale Gewalt in Radio- und Fernsehdialogen» (S. 100–125) als eine konversationelle, die sich immer dann ergibt, wenn ein Gesprächspartner durch einen anderen oder durch technische Raffinessen (Mikrofonsperrung) in seinen Redemöglichkeiten behindert wird. Je nach Redetyp (z.B. in einem Streitgespräch) können solche Behinderungen durch verbale Attacken,

z.B. durch Anbrüllen und Schmährhetorik, verstärkt werden. Hier allerdings muss, so Burger in seiner letzten Fussnote «kleingedruckt» zugebend, auf Inszenierung konversationeller Gewalt in Radio- und Fernsehdiskussionen erkannt werden. Mit der Frage, welche Bedingungen und formale Mittel eine Gewaltszene im (Spiel-)Film intensivieren oder zurücknehmen, befasst sich *Christine Brinckmanns* Beitrag «Zur Intensität der Gewalt im Film» (S.126–146), und die Filmwissenschaftlerin gelangt dabei zu dem Ergebnis, dass sowohl der Entrealisierungsfaktor des jeweiligen Filmgenres als auch die entrealisierte Figurentypisierung solche Mittel darstellen, dass aber der Grad der Empörung über Gewalt im Filmgeschehen wesentlich von der Spannungsdramaturgie selbst und von der jeweiligen Parteinahme der Zuschauer – für den polizeilichen Helden oder für den Schurken – abhängt. Dennoch ist ein Zusammenhang zwischen konsumierter Filmgewalt und erhöhter Gewaltbereitschaft bei Aggression nicht zu leugnen, wie der Publizistikwissenschaftler *Heinz Bonfadelli* («Gewalt am Bildschirm», S. 147–166) einräumt.

Die Beiträge «Gewalt in den internationalen Beziehungen» von *Lothar Brock* (S. 167–187) und «Nationalismus, Rassismus und die Wiederkehr der Gewalt in Europa» von *Bruno Schoch* (S. 188–211) zeigen überblicksartig die politischen Bedingungsbeziehungen von Krieg und Terror auf. Während Brock (Politikwissenschaftler in Zürich) die zwischenstaatlichen Kriegshändel auf innerstaatlichen Konflikten begründet sieht und daher den Wirkungsbereich von UNO und KSZE vermehrt im innergesellschaftlichen Konfliktbereich vorschlägt, stellt der Friedensforscher Schoch die Überwindung von aggressivem Nationalismus und damit die Überwindung von Terror und gewaltsamem Rassismus infrage; ja er geht sogar soweit, in Ost und West nationalistische Gewalt gleichermaßen vorhanden zu sehen. Langfristig, so pflichtet der Berner Ethikprofessor *Wolfgang Lienemann* in seinem Beitrag «Notwendigkeit und Chancen der Gewaltfreiheit» (S. 340–355) bei, könne aus dem Dilemma nur die Vernunft des Verantwortungspazifismus heraushelfen.

Mit Gewalt im Alltag befassen sich die Beiträge der Autoren aus Soziologie, Psychologie, Sozialtherapie und Architekturwissenschaft. *Manuel Eisner* («Gewalt im Umfeld des Strassenverkehrs», S. 261–281) arbeitet am Beispiel polizeilicher Anzeigenprotokolle heraus, dass es bei den gewalttätigen Interaktionen der Strassenverkehrsteilnehmer – gleichviel ob Autofahrer, Radfahrer oder Fussgänger – immer um Territorialkonflikte, um symbolische Machtkämpfe im öffentlichen Raum geht, wobei der situativen Konflikteskalation stets eine angenommene böse Absicht des anderen Verkehrsteilnehmers vorausgeht. Solche Externalisierung findet sich auch in der Argumentation gewalttätiger Schüler, wie *Allan Guggenbühl* («Schule im Bannkreis der Gewalt», S. 282–298) herausstellt. Die Kinder- und Jugendwelt bildet so wenig wie die Welt der Erwachsenen einen gewaltfreien Raum, aber die unter Kindern und Jugendlichen zunehmend brutaler und erwachsenenähnlich werdenden Formen der Aggressionsentladung können seitens der Lehrer- und Erzieherchaft dahingehend gemildert werden, dass durch strikte Ablehnung die Jugendlichen dazu gebracht werden, eigene und ihrem Status angemessene Rituale der Aggressionsentladung zu entwickeln. Um alternative Konzepte gegen sexuelle Gewalt geht es auch *Verena Zurbriggen* («Sexuelle Gewalt, im besonderen gegen Frauen», S. 299–320). Sie fordert vor allen Dingen dazu auf, mit den Mythen und Vorurteilen, die sexuelle Gewalt zwischen den Geschlechtern verschleiern, endgültig zu brechen, d.h. konkret: das Frauenbild der Medien, Werbung und Schulbücher zu ändern. Bedarf an Änderung meldet von architektonischer Seite auch *Roger Diener* an («Formen der Gewalt – Architektur», S. 321–339). Die Monotonie der Häuser und Strassenzüge sei, so Diener in kritischer Auseinandersetzung mit den Architekturtheoretikern Rolf Keller, Hans Schmidt und Rudolf Schilling, nicht wesentlich ein ästhetisches Problem, sondern ein gesellschaftliches, an dem es zu arbeiten gelte.

Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Passauer Volkskundekongresses und der Zürcher Ringvorlesung bringen in ihren Studien zu Bewusstsein, dass Gewalt ein integrales Moment soziokultureller Wirklichkeit ist. Dieses Bewusstsein zu fördern und breiten Bevölkerungskreisen bekanntzumachen, war ihr Leitziel. Beiden Publikationen ist daher zu wünschen, dass sie aus dem akademischen Zirkel heraus den Weg in die Bibliotheken der Kommunen und Schulen, der Begegnungsstätten und der Museen, auch in die Privathaushalte finden und rege Rezeption erfahren. *Erika Lindig*